



79. Band. Dierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postaufschlag 5 M. 75.  
Verleger: Ernst Schäfer in Stuttgart.

**Inhalt:** „Von zarter Hand“, Roman von Johannes Richard zur Megebe (Fortsetzung). — Madama Xutil, zwei Gemälde von Karl Müller und Ernst Gräfin Wittberg. — Der Prozeß Bala. — Weisheiten junger Damen: von E. J. — „Lulu, der Dieb“, von W. Scherzmann. — Das Kreuzungsbild in den Katakomben des Elysée-Palastes in Rom, von E. D. — Totentanz-

bisitorische und Kunstgewerbemuseum in Graz, von Karl Th. Gamslawitz. — Spruch, von N. Stier. — Sagen vom Rosenfalsch, von Georg Tabian, I. und II. — Christian Wagner 3. — Edele. — Mädel. — Satirische. — Literarische. — Verlagsanzeiger. — **Abbildungen:** Der Prozeß Bala, fünf Porträts und fünf Abbildungen. — Das Kaiserliche kaiserliche Historische und Kunst-

gewerbemuseum am Joanneum in Graz, Originalzeichnungen von O. T. Piren. — Eitelkeiten, nach dem Gemälde von G. G. Hildbrand. — Das Kreuzungsbild in den Katakomben des Elysée-Palastes in Rom, mit Abbildungen. — In der Münchener Eremitage, Originalzeichnung von Paul Gehr. — Christian Wagner, Originalzeichnung von G. Lauterbach.

## Von zarter Hand.

Roman

von

Johannes Richard zur Megebe.

IV.

Vorläufig verfilbere ich meine Bretzchen. Schön ist's nicht! Vor einem halben Jahre hätte ich's noch für unmöglich gehalten. Eine brillantbesetzte Tabatiere, die Friedrich der Große meinem Myrtohuater für eine ganz tolle Attacke höchst eigenhändig verlieh, einem Edelsteintrödel zu verschandern? ... Nimm dich in acht, Graf Carén! Wenn der Adel seine Traditionen verläuft, dann wird ihn

auch bald die Ehre feil. Und was für ein Spottgeld diese stets bezahlten! Was mir von Jugend auf ein unerschöpfbares Inwendiges, dafür bietet man tausend Mark. Ich esse mich, diese Scheine anzufassen; sie sind schmutzig und gemein. Ob meine Hände jemals wieder rein werden? Ich fürchte, nein. Ich wohne nicht mehr im Kaiserhof, ich esse nicht mehr im Monopole. Nicht als ob ich der Gesellschaft überdrüssig wäre! Ich schäme mich vor ihr, wie ich mich fast vor meiner Tante schäme, die ich noch nicht aufgegeben habe. Dafür verkehre ich eifrig bei Le Forts. Da giebt's keine Tradition, keinen Posthaster, der mich auf meinen Gesundheitszustand anredet — dennoch herrscht die eifrige Mühle der höchsten Regionen. Und ich brauche diese Eistühle, diese Form, die nie den Inhalt erraten läßt. Ich bin auch schon lange nur Form!

Aber ich will mich von fagenjämmerlichen Stimmungungen nicht unterkriegen lassen. Wenn's ex ist, giebt's noch gefällige Wucherer, und wenn das ex, wozu giebt's denn in Friedenszeiten Pistolen? Die schöne Afta lockt mich nicht. Sie wird von Tag zu Tag fälter gegen mich, zieht sich ankommen wie eine Medusa, Warum hast du eigentlich so tiefe grüne Augen, Mädchen? Zuweilen schne ich mich doch nach dem rätselhaften Glanz. Es muß was dahinter sein! Wertwändig, daß uns immer nur das Geheimnis reizt. Und es ist ein feindlicher Reiz auch bei mir. Wenn ein großes Feuer der Leidenschaft hinter der Smaragdbülle flammt, bin ich enttäuscht. Ich will wissen, daß ein Nichts dahinter ist! — Im übrigen bin ich ein schlechter Neuschentner. Nicht von Madame Le Fort geht die Stühle aus, sondern von der grünäugigen Afta.



General Bilot, 1. J. Kriegsminister.



General Mecker, früherer Kriegsminister.



General de Baisdeffe, Chef des Generalstabs.



Minister Clemenceau.



Major Schreyer.



Hauptmann Dreyfus.



Senator Scherer-Meyer.

In dem Artikel: Der Prozeß Bala (Seite 366).

Am Gegenteil — gerade Madame ist's, die mir diese Ausländervilla angenehm macht. Sie ist die Gleichmäßigste, die unentwegte Lieblichste, deren Wert ich erst jetzt erkenne. Sie ist klug, sehr klug. Wir unterhalten uns brillant. Dennoch erkenne ich auch in der Konversation wieder die hübsche charakterlose Linie, die es mir so schwer macht, eine Unterhaltung von uns beiden zu fixieren. Von dem Kanarienvogel hat sie nichts wieder erwähnt.

Ich habe mich entschlossen, der Tante meinen Knick zu machen. Die spindebürrere Mamell empfangt mich fast feierlich. Niemand ist die Schildkröte nicht zu Hause oder krank, der Kanarienvogel aber gesund.

„Die gnädige Comtesse sind noch im Zoologischen Garten.“

„Na, da müßte sie doch schon lange zurück sein. Meine Tante bleibt doch immer bis genau zwölf Uhr da.“

„Herr Graf haben ganz recht, aber seit einigen Tagen verweilt die gnädige Comtesse regelmäßig etwas länger.“

Ich habe immer gleich lafterhafte Ideen. Vielleicht hat sie sich in einen Wärter von der Vogelabteilung verliebt. Hysterischen älteren Jungfern traue ich alles zu.

Da es aber bis zum Zoologischen Garten bloß drei Schritte sind und ich à tout prix den liebevollen Neffen spielen will, opfere ich die Mark Cartee. Die Tante hört wirklich noch in ihrem Krankenstuhl an der alten Stelle dicht am Eutentümpel und freut sich über das widerwärtige Getöse der Wasserorgel. Der Dicks steht in respektvoller Entfernung. Die Nase ist bedeutend blauer geworden. Ich will doch mal die Schnapsrechnung bei der Schildkröte revidieren. Die Schildkröte selbst ist wieder sehr höflich, bekräftigt mein Aussehen.

„O Louis, du hast gewiß nicht gut gethan in der ganzen Zeit! Du läßt vom Leichtsinne nicht.“

„Aber, Tanten! — Ich lebe ja völlig wie ein Klausner. Wenn es je einen reuigen Sünder gab, so bin ich's.“

Aber sie winkt mit der dicken, glättlichen Wote ab. „Ich traue dir nicht mehr, Louis, seit dem Augenblicke, wo du Lola so angesehen hast. Du weißt schon . . . Ja, dein Vater war ein ausgezeichnete Mann — aber deine Mutter, deine Mutter! Louis, die hat mich nie verstanden, immer herzlos über meinen verdorbenen Mops gewispelt. Wenn ich noch daran denke, wie sie sagte: „Liebe Neamette, die Mische wird ja aber gräßlich dick! Nimm sie nur in acht vor den Hundsfängern. Das wäre so ein willkommenes Sonntagsbraten . . .“ Natürlich, sie mußte russische Windhunde halten, ritt alle Hezen mit . . . Jetzt ist sie tot — sie war deine Mutter und gewiß eine gute Frau — aber sie hatte kein Herz!“

Nun besäße ich allerdings berufsmäßig ein sehr geschmeidendes Mädchen, aber wenn die scheinhellige Bestie meine Mutter schlecht machen will . . . Dumme alte Jungfer! Als wenn nicht gerade sie ein gutes Herz gehabt hätte! Von meinem Vater habe ich die guten braunen Augen nicht. Freilich, meine Mutter war eine Laffis-Tach aus dem böhmischen Hochadel mit dem riesigen Grundbesitz, wo sie schon von Jugend auf die Hezen mitreiten. „Liebe Tante, du übertreibst sehr stark.“ antwortete ich endlich.

Da winkte sie wieder höflich und gemessen wie eine Pagode. „Ich und übertreiben? — Louis, du hast nicht einmal Pietät für die alte, einzige Schwester deines Vaters. Du hast für nichts Pietät. Wie konntest du nur im bodenlosen Leichtsinne das wunderbare Carénsche Stammgut verkaufen?“

Das war mir nun etwas zu scheinheilig. „Hab' ich's dir nicht vielleicht, Tante, zu einem sehr zivilen Preise zuerst angeboten? Du dankst. Und was im übrigen meine Mutter anbelangt, so tabelst du etwas, was die ganze Welt an ihr bewunderte: Sie war eine Dame von Welt, eine ganz große Dame, und hatte nun einmal für Mopsy kein Interesse.“

Darauf bekam die Tante einen Hustenanfall. Der Dicks hob heran: „Die gnädige Comtesse haben sich gewiß aufgeregt.“ Das war nun allerdings der Fall, aber die Antwort wollte sie mir doch nicht schuldig bleiben: „Dame von Welt? — Nun, ich

sage dir, Louis, es giebt auch Damen von Welt, die ein rührendes Herz für Tiere haben. Lola hat schon eine Freundin, die ihn liebt allein auf Grund meiner Erzählungen.“ — Wenn ich gemein gewesen wäre, hätte ich gesagt: „Nawohl, Tante, auch einen Freund, der ihn sobald wie möglich in den Vogelhimmel spedieren möchte.“ Dafür sagte ich wieder: „Das freut mich, Tante! — Wer ist die Dame? . . . Du kultivierst doch sonst keine Bekanntschaften . . .“

In dem Augenblicke war ich stark in Versuchung, die Tante für geistig krank zu halten, da sie plötzlich mit beiden Armen wie eine glückliche Windmühle wehte und sich im Stuhle zu verneigen suchte. Ich war so perplex über diese Anzeichen beginnender Weichhirnigkeit, daß ich die Tante bloß ankietern konnte. Auf einmal beginnt die Schildkröte zu lächeln und mit den falschen Zähnen zu spielen, was ich schon als Kind an ihr bewunderte. Sie verbeugt sich wieder. „Louis!“

„Tante?“

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meinen Neffen, Grafen Carén, vorstelle.“

Ich drehte mich um. Es war Madame Le Fort. Ein Blick, fragend von mir, glasklar von ihr — wir haben uns noch nie gesehen! O, Madame ist wirklich meine Freundin. Der träge Geist der Schildkröte ahnt natürlich nichts von der Skondie — aber auch ich sehr scharfer würde die Dame mit der charakterlosen Linie nicht entlarvt haben.

Die Tante ist unmaßstäblich lebenswürdig, der Dicks springt sofort nach einem Stuhle für die gnädige Frau; bei mir würde er's nie gethan haben. „Sie kommen spät, gnädige Frau, ich hatte schon ganz die Hoffnung aufgegeben.“ kötet die Tante.

Madame lächelt. Sie ist so ganz Dame von Welt, daß sie gleichmütig über alles lächeln kann.

Darauf wendet sich die Schildkröte triumphierend an mich. „Sieh mal, Louis, das ist die Dame! — Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich ihm erzähle, wie wir zu unserer merkwürdigen ersten Begegnung gekommen sind. Louis hat nämlich kein Herz für Tiere — ich fürchte, auch nicht für Menschen!“

Ich seufzte ergeben mein wohlfrisiertes Haupt. Was soll man auf solche Dummelei sagen? — „Also denke dir, Louis: Ich fliehe vorigen Sonnabend wie gewöhnlich hier, freue mich an dem Sonnenschein und der köstlichen Luft, und wie die kleinen Enten sich amüsieren. Wenn nur nicht die Kinder von dem Spielplatz so rüberlärmten! Kinder sind schrecklich.“ — Und da geht eine Dame langsam an dem Einfriedigungsgeländer entlang, dort, wo der kleine Teich ist. Sie waren mir, ehrlich gesagt, im Anfange zu elegant, gnädige Frau, und ich traute Ihnen nur die gewöhnliche Reingerde der Gartenbesucher zu — aber gnädige Frau blieb sehr lang, konnte sich von einem jungen Pelikan nicht trennen, der so ganz hilflos rumwatschelte. Sie muß entschieden eine Tierfreundin sein, dachte ich. Aber der Pelikan — thörcht wie alle Jugend — versteht das nicht, warstschelt immer weiter rechts von ihr weg. Gnädige Frau folgt ihm voll Interesse, ohne natürlich an die niedere Majestät zu denken. Und dabei stößt sie ganz leicht an meinen Stuhl. Sie erschrickt — entschuldigt sich. Und ich nehme mit Freunden die Gelegenheit wahr, eine neue Bekanntschaft zu machen. Nicht wahr, gnädige Frau, Sie bedauern doch auch nicht?“

„Aber im Gegenteil, Frau Gräfin, ich bin entzückt.“ Die Schildkröte hat es nämlich trotz ihrer Jungfräulichkeit sehr gern, wenn man sie fälschlich des Verheirathetseins beschuldigt.

„Von Lola habe ich der gnädigen Frau erzählt,“ fuhr die Tante mit einem Basillistenblick auf mich fort. „Sie hat die gelben, treuen Geschöpfe auch lieb — hat selbst eines.“ . . . O, Madame Le Fort, wie trefflich können Sie Skondie spielen! — „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie werden Ihr Versprechen wahr machen und mich einmal in meinem Kloster besuchen? Lola wird gleich zu Ihnen Vertrauen haben. Lola ist so klug und kennt seine Freunde! . . .“

Ich sah die Tante harmlos an, wurde aber so gleich mit einem „O nein, Louis, du gehörst nicht zu ihnen!“ geduckt. Die Tante himmelte ordentlich und hätte am liebsten Madame Le Fort nie wieder losgelassen. Aber die Gnädige ist Gott sei Dank preffiert, muß unbedingt um halb zwei in der Händel-

straße sein, und jetzt ist's gleich viertel. Madame knickt — ganz elegante Ehrfurcht, ganz Cour, es fehlt nur die Schleppe. Die Schildkröte umflummert mit den beiden Vorderfüßen verlobt die schlaute weiße Hand. „Adieu — adieu, meine liebe, liebe Frau Le Fort.“

Ich begleite Madame Le Fort — die Schildkröte hat das mit einem sehr entschiedenen Blick angedeutet. Bis zum Ausgange sind wir fremd, höflich — ich wie ein Lakai vom Dienst, den Madame für selbstverständlich hält. Aber im Augenblicke, als wir das Tournaquet hinter uns haben und auf dem Kurfürstendamme stehen, plage ich los wie ein Kanarienvogel, der mit Erfolg Kapsel gemauert hat. Sie lacht auf, leise, vorfichtig. — „Gnädige Frau waren lange auf der Bühne?“

Sie strahlt mich mit einer eleganten Bewegung ihres Sonnenschirms. „Was wollten Sie, Herr Graf? Ihre Tante ist eine sehr nette Dame — etwas eigentümlich . . .“

„Und Sie haben ihre Bekanntschaft ganz gegen Ihren Willen gemacht? O, gnädige Frau, uns Diplomaten täuscht man so leicht doch nicht!“

„Und wenn ich ihre Bekanntschaft gesucht — etwas ganz andres gefunden hätte, als Ihr böser Mund so charakterisieren für gut hielt?“

„Na, na, gnädige Frau. . . Aber bon! Sie sind also angenehm enttäuscht. Das klärt mich aber immer noch nicht über das räthselhafte Interesse für den Kanarienvogel meiner Tante auf.“

Madame bleibt stehen und sieht mich lebenswürdig näher an: „Sie sind Diplomat, Herr Graf?“

„Wenigstens gewesen, gnädige Frau.“

Unre Wäde freusen sich. Juwelen muß ich sehr stehende Augen haben können, denn Madame senkt die ihren, lacht auf: lebenswürdige Fältchen spielen um den schmalen Mund. Wir gehen weiter auf der breiten, vornehmen Straße, über deren blühenden Vorgärten und prunkenden Ballons das Millioneparfüm liegt. Endlich fängt Madame wieder an, diesmal einfach, fast herzlich: „Sie kennen eben Ihre wahren Freunde noch nicht, Herr Graf Carén! . . . Basien Sie mal auf! Ich kenne Sie schon lange par renommée. Herr Graf — nicht gerade von der guten Seite, aber wie man einen Menschen kennt, dessen tolle Extravaaganzen in aller Runde sind. Sonst wollen wir von Ihrer Vergangenheit lieber nicht sprechen! Man braucht nicht gerade prude zu sein, um auch als Frau eine gewisse Aversion gegen gewisse Sachen zu empfinden. Aber dieser Graf Carén stand in dem Aufse, klug, reich zu sein und eine glänzende Karriere vor sich zu haben. — Und wenn man dem dann in der Krone in Nagas begegnet? Ich war doch etwas enttäuscht! — Nun, wir waren nicht lange zusammen, und ich hatte immer noch die Hoffnung, es handle sich um eine abenteuerliche Liebeslei, wobei man den Grafen besser zu Hause läßt — oder vorübergehende Schwierigkeiten. Jetzt weiß ich, daß sie nicht vorübergehend sind.“

Ich räusperte mich etwas scharf. Madame sah mich sehr ruhig an. „Ich bin etwas direkt?“

„Das nicht, gnädige Frau! Aber meine Tante scheint unverantwortlich geschwätzt zu haben.“

„Nehmen Sie das der alten Dame nicht so übel! Denken Sie lieber auf einen Ausweg . . . Der Kanarienvogel wird sterben, Ihre Tante wird sterben — und Sie werden wieder die Millionen besitzen.“

„Woher wissen Sie diese Reihenfolge so genau, gnädige Frau?“ erwiderte ich, doch merklich kühl.

„Genau? Bah! — Aber sie wird kommen . . .“

„Nun, dann fange ich eben das alte Leben von vorn an,“ antwortete ich trocken.

„Das sollen Sie nicht!“ bemerkte sie bestimmt. „Denken Sie wieder an den Kanarienvogel noch an Ihre Tante — denken Sie an die Millionen und die Zukunft. Sie müssen verständig werden, Herr Graf! Dazu gehört, daß Sie sich einen ganz bestimmten Lebensplan machen . . . Verheiraten werden Sie natürlich nicht! Oder doch erst dann, wenn der unverheiratete Gefandte die Verpflichtung fühlt, ein sehr großes Haus zu machen. Fürchten Sie nicht deshalb, daß die liebende Mutter aus mir spricht. Bei meiner Tochter Asta würden Sie so wie so kein Glück haben: Asta giebt Ihnen einen Storb. Und die kleine Ethel würden Sie in Grand

und Boden verderben. Das würde ich wieder nie zugeben. Sie sehen, ich empfinde Ihnen gegenüber mütterlich, freundschaftlich, wenn Sie wollen. Darum habe ich Ihre Tante aufgesucht, habe gethan, als wenn ich Sie nie gesehen hätte. Und wenn Sie nicht spätestens in einem Jahre Ihrer Karriere zurückgegeben sind, genau wissen, was Sie wollen — garantiere ich für nichts."

Das war deutlich. Aber ich bin viel zu gut erzogen, um auch dreiste Einmischungen in meine Angelegenheiten nicht mit Anstand zu tragen. Außerdem bemächtigte sich Madame Le Fort der nächsten vorüberfahrenden Droschke, lud mich zu Sonntagmittag ein, und ein sehr freundliches Lächeln sollte mir jede Beschämung ersparen. Darauf bin ich noch 'ne halbe Stunde nachdenklich im Tiergarten rumgebummelt. Klüger bin ich nach der Unterredung auch nicht. Was interessiert die Dame an mir? Irrend etwas muß doch dabei im Spiele sein. Freundschaft? Zu sicher Gott! — Ich werde doch nicht auf meine alten Tage anfangen, an die Unsiggenüßigkeit der Menschen zu glauben. Das ist wieder die verfluchte charakterlose Linie, die auch im Gespräch durch sein Zuhören etwas verrät! Wahrscheinlich gehört sie zu den Frauen, die ihre Hand in allem haben wollen. — Mag sie!

Und das hochmütige Ding, die Asia — mich nicht nehmen wollen! Habe ich ihr vielleicht schon Proben gemacht? — Aber gerade das reizt mich. Asia Le Fort will nicht — Louis Carén will. Wir wollen doch sehen! Und zu heiraten brauchen wir uns bewegen noch lange nicht.

Aber... Graf Carén will, und Graf Carén kann nicht!

Ich habe fünfzig Soubretten den Kopf verdreht, auch ansüßigen Mädchen. Es war nicht immer der Graf, der Attache, der hübsche Kerl, der den Finnik entführte — es war das unbeherrschbare Abo der Verführung, der eifrig tolle Witz, der falsche Schimmer von Gemüt — je nach Bedarf. Ob die Zeit kurz, die Gelegenheit schwer — wir machten's. Und dabei war's frivole Laune, im seltenen Falle ein verliebtes Aufhacken. Jetzt aber, wo ich will, energisch will, mit ganz kaltem Herzen, da... O, Madame Le Fort weiß ganz genau, warum sie zwei junge, hübsche Menschen so strafbar leichtsinnig allein läßt. Die Gelegenheit ist da, das schöne Mädchen in meine Hand gegeben. Jawohl!

Gestern war ich wieder da. An der Bellemeustraße sah ich eine Droschke vorüberziehen: das Nilpferd und sie. Niemand bemerkte mich. Also sind nur die beiden Mädels zu Hause, kalkulierte ich. Parameter: „Hänbelstraße.“ Nicht einmal der Diener ist da. Fräulein Asia empfängt mich selbst. Wir beide sind ganz allein in der Grage.

Und sie führt mich nicht etwa in das kalte Kofolozimmer, sondern in ihr eigenes kleines, reizendes Gemach. Das Nilpferd hat ihr's netzlich eingerichtet. Ob sie's freut? Es scheint nicht. Sie kennt ja nur den Luxus. Daß es nun ein ausgesucht echter Türke ist, der den Laut ihres Fußes verschlingt, daß ein echter Gishär sein weiches Kiefersfell hat lassen müssen, um mit funkelnden Augen und bräunendem Geiß ihre Chaitelouque zu zieren, erscheint ihr selbstverständlich. Und wie schön mag der schöne Körper sich auf dem schönen Felze annehmen! Aber ihr Witz gleitet fast gelangweilt über alles, über die Amazone von Aih, die mit geschwungenem Speer den kleinen, zierlichen Modeschreibtisch beschützt, über den Antinouskopf auf plüschverhülltem Postament. Auf dem Mittelstische liegen die bekannten Kunstwerke: Obers' Ägypten, Scherr's Germania. Sie sind so ungebraucht, so unangenehm neu, wie die kleine goldschimmernde Bibliothek im Nighbaumhübschank, in die sie vielleicht nie einen Blick that, weil sie weiter nichts ist als Dekoration — und Asia Le Fort verachtet die Dekoration. Auch als ich sie bitte, die Herrlichkeiten näher befehen zu dürfen, alles nur, um zu schmeicheln, zu glänzen, um sagen zu können: „Solche Bronzen sah ich nicht mal bei Parbedienne in Paris. Gnädiges Fräulein sind Kennerin? Ich merk's an den beiden Blumenstücken über Ihrem Sofa.“ — läßt sie mich mit einem ironischen Lächeln gewähren. Nur als ich mit einem seltsam gekünstelten Elefantenzahn an der Wand liebäugle, wird sie lebhaft:

„Nehmen Sie ihn ans Fenster, Herr Graf. Es ist wundervolle Arbeit, die Scheide eines Jaiogans — sehen Sie?“ Und sie zieht mit der schlanken, kräftigen Hand das blutende Eisen heraus.

Ich mariniere natürlich die zärtliche Beforgnis: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, seien Sie nicht unvorsichtig! So ein Ding ist scharf — vielleicht vergiftet.“

Und sie läßt als Antwort den schlanken Finger über die haarcharre Schneide gleiten: „Ich habe keine Angst, Herr Graf. Mich verletz's nicht. Es ist ja ein Geschenk meines Onkels. Er hat's aus Hinterland mitgebracht, und das Schätzwert, eine Löwenjagd mit Hunderten merkwürdiger Figuren, soll außerordentlich wertvoll sein. Aber wenn's eine Million wert ist, so gilt's mir zwei, weil's von meinem Onkel ist.“

Wieder dieser Onkel, der das Lächeln auf die schönen roten Lippen zaubert. Vielleicht beneide ich im Augenblick diesen Onkel um diese Macht zu zaubern. Wenn du so lächelst kannst, schöne Asia, als Postkassierin bei der Cour, beim Stricks vor den königlichen Herrschaften, so mühest du meinen diplomatischen Erfolgen sehr bekommen sein. Und als ob sie irgend etwas von meinem Gedankengang erriet, wiegelt sie gleich ab: „Möchten Sie meinen Onkel kennen lernen? — Wünschen Sie's lieber nicht! Er würde gar nicht zu Ihnen passen; er ist so ganz anders wie andre Menschen.“

„Ist er Ihnen ähnlich, gnädiges Fräulein?“

„Man sagt.“ Darauf schiefte sie den Jaiogans hart in die Scheide — knacks.

„Ich lächle.“ Sie werden sich doch noch schneiden!“

„Und wenn ich mich schneiden! Meinen Sie, Herr Graf, daß ich kein Mut haben kann? Ich kann sehr gut Blut sehen...“

Solcher Art sind nun unsere Unterhaltungen. Ich habe nie den richtigen Anschluß, weder in Schwer noch in Leicht. Auf eine elegante Probe giebt sie nichts, und wenn ich von der Gemütsseite komme, sieht sie mich kühl an. Ihrer Ansicht nach habe ich kein Gefühl, nur Berechnung. Sie glaubt mich zu durchschauen und sagt sich ungeschicklich des ruinierten Attachs, der geisteslahm sich in ihren weichen Hauptteil kummelt: „Sie wollen meine Millionen, Herr Graf — ich will Sie aber nicht.“ Vielleicht ist das von mir nur übermäßiges Mißtrauen, vielleicht ist sie so herzenstalt, wie meine Tante, oder hat nur die perverse Nervenzuckung für geschundene Ziehunde.

Aber was du auch denken magst, grünäugige Statue, du denkst immer falsch. Die Millionen locken dich nicht — der königliche Raden noch weniger. Und wenn ich dich haben will, so ist's ein Spiel der Gittelheit, bestemmungsdiebt ein scharfes Spiel. Ich möchte dich in Grund und Boden verderben, dich elend, unglücklich machen aus Liebe zu mir. Und dann möchte ich sagen, schadenfroh, gemein: „Also so weit wären wir, gnädiges Fräulein? Das ist schlimm für Sie, denn ich habe bei Ihnen niemals weder an die Liebe noch an die Ehe gedacht.“

Es ist ein häßlicher Wunsch — ich habe ihn noch nie einem Weibe gegenüber gefühlt. Und wenn ich's erreichte? Wer weiß, ob ich glücklich wäre. Ich kenne mich selbst noch nicht: das wird mir täglich klarer. Vielleicht bin ich gar nicht hoch, so wenig wie sie. Vielleicht sind's nur die Verhältnisse, die mich nicht ausreifen lassen, vielleicht steckt in dem Modenarren, dem Verschwenker noch ein ganz anderer Kerl. Vielleicht liegt der gefesselt, stumm im ewig künftigen Verlies seit meiner Geburt — und eines Tages dringt zu ihm doch das Licht. Er reißt sich, sprengt die Fesseln und ich — bin ich! Thörichtes Traum!

Die Wirklichkeit ist, daß ich Asia Le Fort gegenüberstehe und meinen schmalen Fuß im Lackschuh bewundere. In einer Konversation lang's nicht. Das ist der beginnende Marasmus, das eintrocknende Gehirn eines jungen Geistes, der so ziemlich alles gelostet und alles halb gefunden hat. Immer Geis... halt! Da stellt sich ja der Kontakt meiner Gehirnerden von selbst wieder her. — Graf Serner? Natürlich!

„Haben gnädiges Fräulein gar keine Bekannten in Berlin?“

Asia Le Fort, die weder liest noch Zigaretten raucht und eine Stunde lang bewegungslos auf den

grünen Tiergarten starren kann, fragt höflich: „Wie meinen Sie?“

„Ob Sie Bekannte haben, gnädiges Fräulein? Sie wohnen doch lange im Bristol.“ Ein Graf Serner erzählte mir von Ihnen.“

„Serner?... Serner?“ — Sind wir eine so große Komödiantin wie die Mutter, oder müssen wir uns wirklich das Gehirn zermartern, ehe wir uns des Grafen Serner erinnern? — Endlich! Jetzt dämmert's. Eine leichte Wöte flammte über den klaren, gesunden Teint: „Er hat mich, wie sie hierzulande sagen, fogar 'ausgezeichnet', Mama findet ihn nett — ich finde ihn gar nicht.“

Also sehr groß sind meine Chancen auch nicht, Karlchen. Wenn sich Serner an derselben Fräulein Asia beinahe: „Graf Carén zeichnet mich aus — die Mutter findet ihn nett — ich finde ihn gar nicht.“ Es wäre ganz wunderbar, wenn sie etwas andres sagen würde, aber der Gedanke ärgert mich doch. Graf Serner — Graf Carén — der eine etwas dummer, der andre etwas leidenschaftlicher; beide im Grunde dasselbe Kaliber. Ich war auf dem Punkte, eine unmotiviertere Ungezogenheit zu sagen. Da klingelt's. „Es wird Eichel sein. Sie versetzen, nur einen Augenblick, Herr Graf.“

Gott sei Dank, nun kommt doch wieder Sonne in das Zimmer. Ich bin nicht mehr maukalt, ich bin angenehm angeregt. Eichel hat einen Dummel im Tiergarten gemacht, ein Abenteuer erlebt. „Denken Sie, Herr Graf, wie ich an dem Goldstüchlein sehe und mir die blanke Gesellschaft ansehe, kommt ein alter Herr auf mich zu und sagt leise: „So allein, schönes Kind? Wir wollen eine Stunde spazieren fahren und dann im Ausstellungspark essen.““

Die grünen Augen flackern auf: „Eichel — was redest du für Unsinn.“

Darauf verzicht ich der reizende Mund: „Warum nicht? Er wird mich für eine Konfektionere ohne Stellung gehalten haben und wollte mit ein Vergnügen machen. Du denkst auch gleich alles mögliche, Asia. Ich habe ihn ins Gesicht geahnt. Da zog er den Hut und sagte: ‚Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich habe mich geirrt.‘ Es war ein so unralter, freibewiger Herr mit einer braunen Perücke und gelben Lackstiefeln — und alte Leute sollten keine gelben Lackstiefeln tragen!“

Und Asia bemerkt bestimmt: „Es war frech! Mama sollte dich nie mehr allein spazieren gehen lassen.“

Wie verschieden doch die beiden Schwestern sind, auch im Dialekt. Bei der Kornblumene der Anklang an alle möglichen Mundarten, die Erinnerung an die fünf oder sechs deutschen Hauptstädte, in denen die Familie gelebt. Sie hat von allem etwas mitbekommen, und das steht ihr reizend. Das kann man der Grünäugigen nicht nachsagen. Das ist korrektes, fast hartes Deutsch, nicht der Schatten eines Dialektes. Sie war immer der Diamant, an dem sich andre Kiesel schiffen.

Und dann kommt die blonde Eichel mit der Hauptmeigheit. „Naten Sie mal, Herr Graf, wen ich geizen habe?“ Sie sieht mich schelmisch an, und die blauen Augen leuchten. Ich rate auf den staifer, einen erotischen Boyzen, der zurzeit in Berlin ist — auf den Grafen Serner, zuletzt auf meine Tante. Selbstverständlich immer das Geistreichste! Aber sie, mitleidig, erbarnt sich meiner Schwäche. „Falsch, falsch, wieder falsch — ganz falsch! Den Lieutenant habe ich gesehen, den Herrn von Jaromir, bei der Siegesallee; er fuhr die Charlottenburger Chantier in der Pferdebahn herauf. Er sah mich nicht. Ich wollte ihm schon mit dem Sonnenschirm winken. Aber das wäre doch etwas dreist gewesen. Ich ging nur schneller und rief an: ‚Herr von Jaromir!‘ Er hörte mich nicht. — Er sah lange nicht mehr so elegant aus wie in Nagaz. Sehen Sie ihn noch manchmal, Herr Graf?... Sie schämen sich seiner wohl etwas? Das wäre aber gar nicht nett! Sie gehören auch nicht zu einander. Glauben Sie, daß er auch immer zehn Mark Trinkgeld giebt, wie ein gewisser Jemand? Ich glaube, höchstens eine Mark oder fünfzig Pfennig...“

Darauf natürlich die Gouvernante: „Eichel, die muß noch der Mund verboten werden. Was soll der Graf denken? Du bist ein solches Kind!“



General Henry, Direktor des Reichsarchivs im Kriegsministerium.



Oberst Du Paty de Clam.



Oberst Picquart an der Zeugniskante.



Dönnert, früherer Hofjägermeister und Justizminister.

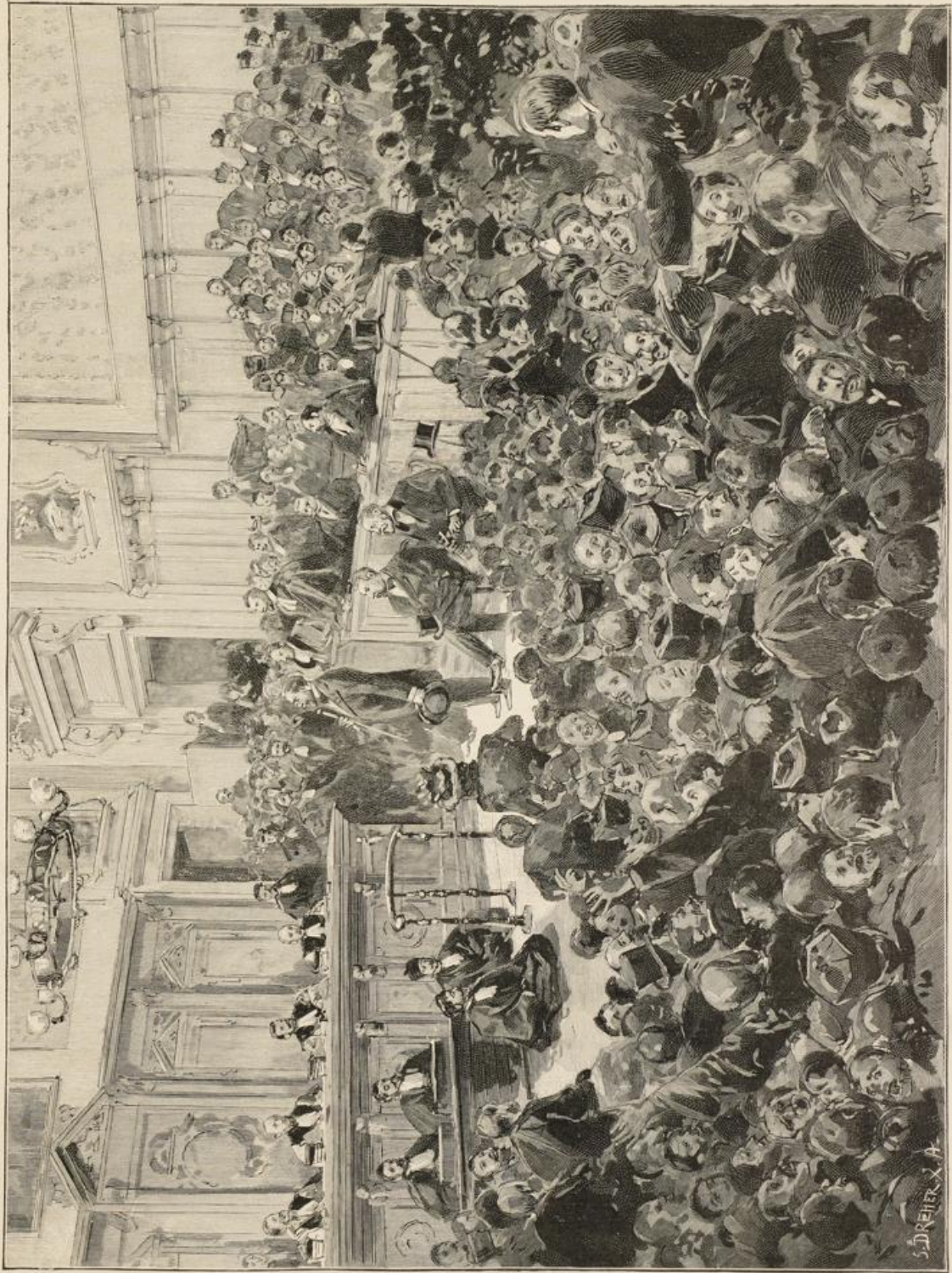


Oberst Kalvi fordert den Oberstaatsanwalt zum Erscheinen gegen die Ausdrucksseite des Zeugen Gonie auf.



Jean Jaures.

Zu dem Artikel: Der Prozeß Sola (Seite 500). Originalzeichnungen von Louis Malteste.



Der Saal während des ersten Verhörs.  
Zu dem Artikel: Der Prozess Sola (Seite 308). Originalzeichnung von M. Ceriani.

Ich verteidige, wie sich's gehört, die Kornblume:  
„Aber, gnädiges Fräulein, lassen Sie doch! Ich  
bin als Berschwender erkannt, ich werde mich  
bessern.“

„Aha, sagt die Amseln: „Ich glaube, das be-  
schäftigt Ethel gar nicht.“

Die kleine lacht: „Aun sag' ich's gerade! Aha  
ist empört über die zehn Mark und mich. Und ich  
frage immer nach den Gesellschaften des Dieners,  
wieweil er von jedem Trinkgeld bekommen hat. Da  
erlebt man so komische Sachen. Die viel haben,  
geben wenig oder sehr viel, wie Sie, Herr Graf —  
und die wenig haben, geben immer zu viel. Ein  
alter Justizrat in Dresden, der Junggefelle ist und  
zwei Millionen besitzt, hat nach einem großen Diner  
zwei Pfennig und nach einem Ball sogar einen  
Knopf gegeben.“

Sie ist wirklich naiv; aber diese Jugend, diese  
Freude ist reizend an ihr. Aha fragt den Diener  
sicher nicht. Die Angelegenheit mit dem kleinen  
benutzt mich. Ich verlaufe, sie irreführen:  
„Er ist gewiß nicht in Berlin, gnädiges Fräulein  
— Sie haben sich verlesen.“

„Verlesen? Ich?“ — Die kleine ist ihrer  
Sache sehr sicher. „Und wenn Sie ihn treffen, Herr  
Graf, kränken Sie ihn. Er soll uns besuchen und  
sich um keine kalten Gesichter kümmern.“

„Grüßen Sie ihn auch von mir.“ Es ist fabel-  
haft, daß die Grünzünge so menschliche Annun-  
dungen hat.

Julius spielt Ethel, die mir wohl etwas miß-  
traut, den letzten Trumpf aus. „Wenn Sie's nicht  
thun, bringe ich ein Inkerat im Totalanzeiger:  
„Derjenige schwarze Herr, der vom 15. bis  
17. April in Nagaz (Hotel Arone) wohnte und mit  
einer blonden jungen Ausländerin am Rheinbann  
bekannt wurde, wird gebeten, seine Adresse unter  
„Ethel“ hauptpostlagernd anzugeben.“

„Und das inferiere ich so lange, bis er's ge-  
lesen hat.“

Wir lachen alle, Aha auch. Und sie müssen  
sich doch die Schwestern haben, denn die ältere läßt  
die jüngere und sagt: „Du gute kleine Ethel.“ —  
Der herbe Mund kann so anmutig lässeln. Deu-  
noch...

Ich werde Jaromir nichts mitteilen. Das In-  
kerat wird ja auch nie verbrochen werden. Das  
bringe zwei Junge, im Grunde unschuldige Menschen  
auf einen Turm mit wunderbarer Aussicht führen  
und sie dann runterstürzen — den Leutenan  
wenigstens. Vielleicht ist's auch etwas Gefährlich  
bei mir.

Ein Sonnenstrahl steigt durchs Zimmer, gleitet  
über das silberige Bürenfell, die dunkeln Aufhänge-  
möbel, die Prachtstücke über dem Sofa, so daß die  
rotbäutigen Äpfel glänzen — bis zu dem Elefanten-  
jahn an der Wand, dessen winzige Figuren durch-  
einander zu wimmeln scheinen wie weiße Ameisen.  
Auch über Aha Le Fort's schwarzes, raffiniert ein-  
saches Kostüm gleitet er, aber ohne Freundigkeit.  
Als wenn er fragen wollte: „Da habe ich nichts zu  
suchen.“ Doch in das Goldhaar der Meinen wühlt  
er sich ordentlich ein. Es ist ein wollüstiges Glänzen.  
Ich verteidige den Sonnenstrahl. Ich hätte Lust,  
meine Taktik zu ändern, mich in diese wollüstige  
Jugend zu verliehen. Ihr kann ich das köpfigen  
verdreher: das weiß ich. Ich kann mir ganz gut  
denken, daß wir in diesem eleganten Zimmer stunden-  
lang geschwatz, gelacht haben, und daß ich plötzlich  
lautlos aufstehe, die Meinen um die schlanke Taille  
lasse, sie küsse auf das wirre Goldhaar, auf die  
rosigen Ohren, auf den Schönheitsfleck — und ganz  
zuletzt auf die unschuldigen Lippen. Sie wird ganz  
süße lächeln, nur lächeln wie verzundert — und dann  
wieder küssen, ganz weich, ganz süß. Den Leutenan  
fürchte ich nicht — er wäre so schnell vergessen!

Und wäre ich dann glücklich? Wenn ich früher,  
sehr viel früher vom Glück geträumt habe, da war's  
immer blond und jung und lachte aus lichten blauen  
Augen. Das Glück sieht genau so aus wie Ethel  
Le Fort. Deunoch — ist es nicht mein Glück?

Auch die grünzünge Aha ist mein Glück nicht;  
kann es nicht sein! Immer würde sich der Hone  
gegen diesen feinsinnigen Raden empören, das Kästel  
der Augen fürchten. Das Weib, das ihr Schicksal  
an das meine kettet — dem will ich Herr sein und  
nicht knecht... Ja, so ist das Leben. Da sitzt

neben mir das blonde Glück, da sind die Millionen,  
ich brauche mich nicht zu verlaufen und sie sich auch  
nicht. Aber der Schatten von Trauil, der auf dem  
schönen Gesichte der grünzünge Aha liegt, reicht  
bis zu mir. Ich mag das Glück nicht mehr, dieses  
Weib reizt mich; der Mann, der brutale Mann wird  
in mir lebendig. Ich liebe Aha Le Fort nicht,  
werde sie nie lieben, aber ich will sie unterkriegen  
und dann — *vae victis!* (Fortsetzung folgt.)

### Moderne Lyrik.

#### Junge Lieder.

„Hoh hab' ich euch alles gefunden,  
Ihr Dagabunden!  
Im deutschen Meere hab' ich euch rauschen gehört,  
Im deutschen Bergen habt ihr Bergen betört,  
Im mächtigen Dorie, durch die Kirchendalmen,  
Hör' mit dem Wind eure Weisen ich wehn,  
Die schlingen so lustig ins Glockengeläute,  
Da geh' ich am besten und warme die Leute,  
Ihr seid gar gefährliche Brüder,  
Ihr jungen Lieder!

Da Wanderbursch mit den frohlichen Mienen,  
Ich rate dir, laß dich nicht ein mit ihnen!  
Somit bleibst du trübsinnig am Wege liegen,  
Wo weiße Kleider durchs Grüne fliegen.  
Ueber goldigen Wein und Mädchenknippen  
Versüßst du die vollen Meßertruppen  
Und bleibst bis zur seligen Sterbebunde  
Ein Trübsinniger und Dagabunde!

Auch du, lieb Mädel, laß sein!  
Sie flüchten in deine Kammer hinein,  
Wissen all deine Freud'n und Schmerzen,  
Sprechen so jählich zu deinem Herzen!  
Wie bald, und sie haben dich frant gemacht  
Nach der Sommernacht,  
Und hast du erst einmal in seligen Höhen  
Durch Gliederbüsche die Sterne gesehen,  
Du gehst mir zu oft in den Glieder hinein —  
Mädel, laß sein!

Und auch ihr würdigen Alten auf Erden,  
Es wird zu jung im Blute euch werden!  
Ihr schaut mir zu tief in den funkelnden Wein,  
Alte Geschichten fallen euch ein,  
Ihr schüttelt den Kopf und lächelt doch,  
Dann geht es: „Ja damals“ und Weist du noch?  
Ein Tuscheln führt in die wackrigen Glieder —  
Und alles die Lieder!

Vagabunden, verwegene und vogelfrei —  
Aun ist' ich die bößliche Polizei!  
Ihr macht mir die Bürger zu Trübsinnern und Narren,  
Dum schleppt euch der Weibel zum Schinderkarren.  
Doch sieh, man glaubt es und glaubt es nicht,  
Der Weibel zieht selber ein schammigend Gesicht!  
Da kann ich nur sagen: so mögt ihr denn klingen,  
Auf allen Straßen pfeifen und singen.  
Was ihr habt im Lande für Herzen gefunden —  
Gott segne euch Vagabunden!

Karl Dink.

#### Ein kleines Nest.

Sie haben dich ein enges Nest genannt,  
Du kleine Stadt mit deinen schmalen Gassen;  
Ob ihnen wohl das reiche Glück bekannt,  
Das dieses kurze Wörtlein kann umfassen?

Ob deine Grenzen eng, die Häuser klein,  
Und ob du prunklos, arm und still begehren,  
Du schlägst doch manch ein reiches Leben ein  
Und manches traute Heim voll hoher Freuden.

Ich neid' euch nicht die bunte Pracht der Welt,  
Mich dünkt, mir ist ein besser Glück beschieden,  
Das warm und fest mein Herz gefangen hält —  
Ein kleines Nest und süßer Heimattfrieden.

Bedwin Grünä Ritterberg.

#### Der Prozeß Jola.

(Siehe die Fortsetz. Seite 361, sowie die Mitteilungen Seite 364 und 365  
und in „Zeit und Leben.“)

Die Akten des Prozesses Jola sind geschlossen, wenn  
diese Zeilen vor das Auge des Lesers kommen,  
aber noch immer hat die Erregung sich nicht ge-  
legt, die sich an dieses einzig in seiner Art dastehende  
Gerichts-drama geknüpft hat. Für Frankreich sind die  
beiden Wochen, welche die Prozeßverhandlungen in Au-  
genblicke genommen haben, nicht günstig verlaufen, denn sie  
haben das Vorhandensein von Zuständen enttillt, die keinem  
Land der Welt zum Heile gerechen können. „Man darf

die Worte Vaterland und Patriotismus nicht benutzen, um  
begangene Fehler zu decken,“ rief einer der an der Barre  
vorgeführten Zeugen aus; „man darf diese erhabenen Worte  
ihrer Würde nicht entfalten.“ Und doch, welche ein Miß-  
brauch ist während des ganzen Prozeßverfahrens, und nicht  
allein während dieses, mit jenen Worten getrieben worden.

Während der Verhandlungen konzentrierte sich das  
Interesse selbstverständlich auf den Hauptangeklagten, Jola.  
Der große Dichter ist, wie er selbst von sich sagte, kein  
Meister des gesprochenen Wortes. Wenn seine südlische Leb-  
haftigkeit ihn zuweilen auch mit sich fortzieht, verhielt er  
sich im ganzen schweigend, doch verriet sein Neugieriges, das  
den noch rühmigen und kräftigen Mann zuletzt wie vorzeitig  
gealtert erscheinen ließ, welche gewaltige Anstrengungen sein  
Inneres während der Schwurgerichtstage durchzumachen  
und was für einen geistigen Kampf er zu bestehen hatte.  
Zu einer Tagesberühmtheit erhob sich während des Jola-  
prozesses der Rechtsbeistand des Hauptangeklagten, der ver-  
hältnismäßig noch jugendliche Advokat Labori. Geistvoll,  
schlagfertig und ein Meister des rhetorischen Vortrags, er-  
innert er an die großen Redner, die einst den Stolz der  
Pariser Gerichtsbarre ausmachten. Clemenceau, der  
den zweiten Angeklagten, den Herausgeber des Pariser  
Blattes „Aurore“, vertrat, erinnerte als Redner an die  
einzigsten großen Tage seines Landes, des radikalen Politi-  
kikers. Man hat während der Verhandlungen die beiden  
Redner vielfach miteinander verglichen. Labori, so sagte  
man, der hochgewachsene, schöne Mann mit vollem blondem  
Bart und Haar, scheint in seinem Feuer und in seiner  
Kraft unerhöplich. Jola für Jola wirkt er sich mit der-  
selben ungeschwundenen Leidenschaft in die Debatte. In-  
auffällig klingt seine volle, warme Stimme durch den Saal.  
Das Angehtum seines Kampfes ist nicht zu beschreiben. Er  
fällt den Gegner, Präsident, Staatsanwalt oder Zeuge, an  
wie ein brüllender Löwe, und wehe dem, der ihm in die  
Mauern gerät! Wenn Labori der Löwe ist, dann ist Cle-  
menceau der Tiger. Während Clemenceau einen Zeugen be-  
fragt, liegt er im Hinterhalt, und sobald sich der Zeuge  
eine Anekdote erzählt, springt er gleichsam mit einem Satz  
auf ihn los. Seine Spezialität ist, die Zeugen in Widerspruch  
miteinander zu bringen und die Wahrheit aus scheinbaren  
Behauptungen zur Entwendung zu bringen.

Einem wohlhabt tragischen Eindruck macht das Schicksal  
des Obersten Picquart; er war wohl der am juna-  
ritätlichsten bestehende von allen Zeugen, und doch ver-  
wacht er, wie im Oberbay-Prozeß so auch in dem gegen  
Jola angestrengten, dem Mißgeschick nicht zu entgehen, daß  
er aus dem Jagen zum Angeklagten gemacht wurde.  
Oberst Picquart wird auch äußerlich, mit seinen langen,  
ersten Gesicht, in der schönen hellblauen Uniform der  
österreichischen Truppen, als eine gewöhnliche Persönlichkeit  
geschildert. Ungemein dramatisch gestaltete sich die Gegen-  
überstellung Picquarts mit dem militärischen Untersuchungs-  
richter General Pellieux und dem Major Ravaro. Der  
Zeuge verbarste von dem ersten bis zum letzten Worte seiner Ver-  
nehmung in derselben unerhöplichen Ruhe und ergoß sich  
durch sein Verhalten bei seinem Abgange eine lebhaft  
Rundgebung von Seiten des im allgemeinen den Angeklagten  
nicht günstig gestimmten Publikums.

Einem tiefen Eindruck machte von den Zeugen der  
sozialistische Abgeordnete Jaurès. Seine fast zweifelhafte  
Rede wurde zwar schweigend, aber mit gespannter Auf-  
merksamkeit angehört, weil sie von dem stürmischen Be-  
langen nach Licht und Wahrheit durchdrungen war. Weit  
über den Sitzungssaal und den Ort des Gerichtes sind  
jedemfalls seine Worte in das Land und die Welt hinaus-  
gedrungen: „Ich glaube, daß das Volk die Wahrheit will.  
Wenn aber nicht, so ist es besser, im Kampf für die  
Wahrheit zu unterliegen, als zu liegen, indem man sich  
zum Mitschuldigen aller Zweideutigkeiten macht.“ Einen  
ersten, würdigen Eindruck machte durch sein Auftreten  
auch der frühere Großhändlerbewahrer und Justizminister  
Léonnet. Senator Scheurer-Kessner gewann sich  
durch seine mannhafte Haltung im Gerichtssaal das An-  
sehen wieder, das er durch sein zuwartendes und un-  
entschiedenes Verhalten vor der geistreichen Behörde ein-  
geholt hatte. Er war hauptsächlich ein Opfer der ihm von  
den Regierungsgremien entgegengesetzten Zweideutigkeit  
gemorden.

Sehr verschieden wirkten die vor die Zeugenbarre ge-  
ladenen militärischen Persönlichkeiten. Von den General-  
stabsoffizieren machte General Gonze, der Unterbefehl-  
haber des Generalstabs, entschieden den besten Eindruck, er hatte wirk-  
lich etwas von dem „brav“ general im guten Sinne an  
sich, etwas von dem charakterigen Heuboden, der nach jeder  
Salbathart vorgeht, und dem auch der eifrigste Gegner  
nicht gram sein kann. Der Generalstabschef Doldesferre,  
der nur an einem Tage sich bei den Verhandlungen zeigte,  
legte die zuvorkommenden und weltwärtigen abgeschliffenen  
Manieren des höheren französischen Offiziers an den Tag;  
er sprach langsam und bedächtig mit einer etwas heiteren,  
nicht unangenehmen Stimme und erwies sich als Zeuge im  
Kampfe mit den Advokaten als vorzüglich und geschmeidig.  
Weniger günstig wirkte durch sein Auftreten der ehemalige  
Reichsminister, General Mercier, dessen Werk der  
Troyas-Prozeß ist. Das starre, ausdruckslose Gesicht mit  
des überlangen Nase leuchtete den Mann, der geradezu

als die Verfeinerung des militärischen Dogmas erkämen, als er mit der Faust auf die Barre aufschlug und anrief: „Auf mein Soldatenwort, Treues ist schuldig!“ Einwas von dem Weien des Sammelers hatte mit seinem Mönchsgelicht auch Oberst Paty du Clam an sich, wenn es sich bei ihm auch anders äußerte, als er sich, das Monocle ins Auge geklemmt, im Paradehritt mit durchgedrängten Knien wie auf dem Grezzerplate auf die Barre zu bewegte, dann die Hand in weitem Schwünge durch die Luft warf, sie kalterend an den Kopf legte, dann militärisch links um machte, ebenso vor den Geschworenen salutierte, wieder rechts um machte und dann in Bewegungslosigkeit verfiel, als sei in seinem Innern ein Uhrwerk zum Stillstand gekommen. General Henry, der Hauptgegner des Obersten Picquet, steht auch äußerlich in größtem Gegensatz zu demselben. Vierfährig, mit rotem, roten Gesicht, aus dem litige Bauernzüge hinsteln, macht er ganz den Eindruck des Soldaten, der von der Pike auf gedient, wozu auch das Mentale seines Weiens und der zu beziehende Piederbarkeiten seiner Rede stimmen. Die Persönlichkeit des gegenwärtigen Kriegsministers, des Generals Villot, greift in die Schwurgerichtsverhandlungen nur unwiderrlich und gleichsam aus der Ferne ein. In dieser Hinsicht beeinflusste sie den Prozeß in ähnlicher Weise wie die des einmühen Mannes auf der Inselinsel. Nicht der Seruente, wohl aber der eigenliche Schuldisgeprohene war bei dem Schluß der Verhandlungen der Major Oberhaja.

### Weltreisen junger Kaufleute.

Der Direktor der Kunsthalle in Hamburg, Dr. Alfred Lichtwark, schreibt in einer Studie über die Art und das Weien des hamburgischen Großkaufmanns: „Die Sittlichkeit, hinauszugethen, besteht nicht nur für die weniger bemittelte Klasse, die ihren Weg erst machen will, sondern sie ist ebenso verbindlich für die Söhne der wohlhabenden und reichen Familien. Und man geht nicht nur auf eine kurze Orientierungsfahrt über den Ozean, sondern meist auf Jahre. Das Lebensalter von 20-30 Jahren ist unter den Herren in einer hamburgischen Gesellschaft selten zu treffen. In vielen greihen Häusern pflegt seit Generationen einer der Söhne durch ein Jahrzehnt die Filiale an einem überseeischen Handelsplatz zu leiten. Der hamburgische Kaufmannstand verdammt dieser Gewohnheit seine innige Vertrautheit mit den Bedürfnissen und Zuständen aller überseeischen Länder der Welt. Das oft enloste Beziehungen und sehr große Gefahren für Leib und Leben damit verknüpft sind, darf nicht übersehen werden. In allen Familien sind Cyper zu zählen, die das merkwürdige Tropenlima geordert hat, und wer zurückkehrt, hat oft jahrelang mit den Leiden zu kämpfen, denen untre Konstitution in der heißen Zone ausgesetzt ist. Auf diesen Schlachtfeldern sind im letzten Jahrhundert zahllose Pioniere Fuß gefaßt, die aus hamburgischen Familien gelaufen, und daß der kleine Freistaat an der Elbe den Handelsmächtigen des Auslandes gegenüber aus eigener Kraft sich behaupten konnte, das dankt er nicht in letzter Reihe dieser tang- und klanglos dahingehenden Schar.“

Dr. Lichtwark hat mit dieser Charakteristik durchaus recht. Ohne alle Anfechtungen setzen die jungen Pioniere früher oder später zurück, ihre Erlebnisse in überseeischen Weltteilen werden kaum weiter als in Fremdenbesten und in der nächsten Familie bekannt. Hin und wieder liest man in Tagesblättern die Anzeiger vom Tode eines jungen Kaufmanns, der an einem überseeischen Plätze den klimatischen Verhältnissen erlegen ist, aber bisher war es nicht nur der weiten, sondern auch der engen Heimat vorenthalten, allgemeine Kenntnisse von dem Leben und Schaffen ihrer jungen kaufmännischen Vorarbeiter an transatlantischen Plätzen zu besitzen.

Um so anerkennenswerter ist es, wenn die beiden Brüder Oswald und Egon Kunhardt durch die Herausgabe ihrer „Wanderjahre“ (Berlin, Dietrich Reimer) recht umfassende Aufklärung nach allen Richtungen geben, welche Erfahrungen unsere Jugend draußen sammelt, und wie sie sich die neu erworbenen Kenntnisse vorteilhaft zu eigen zu machen weiß.

Selten dürfte zwei Brüdern in jungen Jahren Gelegenheit geboten sein, in der Weise auf untrer Erde Umhau zu halten, wie den beiden Kunhardt. Des Vaters ausgeübte kaufmännische Beziehungen nach allen Weltteilen gaben hierzu den Beweggrund. Während dem älteren Bruder vornehmlich die südliche Halbkugel für seine Reisen und Studien angewiesen wurde, waren dem um zwei Jahre jüngeren Egon Nordamerika und Asien vorbehalten. Beide stattlichen Bände der „Wanderjahre“, die übrigens unabhängig voneinander gelesen werden können, bieten nach allen Richtungen klare Einblicke in die nord-, mittel- und südamerikanischen Republiken, in die einzelnen Inselgruppen im Großen Ozean, in Australien, Neuseeland, Südbrasilien, Japan, China, Korea, Sibirien und in das ganze englische, französische, spanische, portugiesische, niederländische, sowie in das noch unabhängige Indien.

Und wie wissen beide Brüder zu erzählen! In beiden Bänden finden wir dieselbe — hinsichtlich der großen

Jugend der Verfasser erlaunliche — Reize der Aufregungen, die nämlich Klugheit im Herzerleben des Weltlichen, die gleiche jugendliche Frische, unter Ausschluß aller tödlichen Gelehrsamkeit. Beide Brüder zeigen einen frischen Humor und schreiben daneben doch wieder mit der angenehmen Ruhe des Stils, die eine außergewöhnliche schriftstellerische Fähigkeit bezeugt. Auch Egon Kunhardt hat, wie Oswald, alle überflüssigen Fremdwörter sorgsam zu vermeiden verstanden. Die ersten „Wanderjahre“ waren kaum sechs Monate nach ihrem Erscheinen soweit vergriffen, daß mit einer zweiten Auflage begonnen werden mußte, obgleich die erste Ausgabe, der kostbaren Ausstattung halber, auf zwei-tausend Exemplare beschränkt wurde. Das kürzlich erscheinende zweite Buch darf sich eines gleichen ungewöhnlichen Erfolges rühmen.

Auch in Höhe bieten die beiden Werke Anseherenswertes; jedes enthält ungefähr 250 farb- und sauber ausgeführte Illustrationen. Die nach Photographien angefertigten Abbildungen werden durch ihre Auswahl einen vornehmen Geschmack. Unter ungezählten Volkstypen, Ansichten von Landschaften und Städten bringen die „Wanderjahre“ Abbildungen von Balparaiso, Vladivostok, Kapsbad, Nagasaki, Penares, Schanghai, Yokohama und andre mehr. Ferner Photographien von den Niagarafällen, der Geiser auf Neu-Island, der ältesten und höchsten Klippe der Welt in Mexiko und Stationen, der Diamantgruben in Kimberley, Australischer Farnenwald und fochender Schlammlater, des Hoheimthals, von Himalajalandhöhen, von den Pyramiden — kurz, einen großen Teil von dem, was für Gebilde in Teufelsland in den vier fremden Weltteilen am sehenswerten ist.

## Tuba, der Held.

von A. Schneegans.

In Friedenszeiten war Gajus Calpurnicus seines Reiches ein gewöhnlicher Strohstecher in der Siebenhügelstadt, wie es sein seliger Vater schon gewesen war, in Kriegszeiten erblühte ihm dagegen eine ganz besondere Ehre, und als Erster seines plebejischen Stammes durfte er sich in dieser Hinsicht stolz in die Brust werfen; da er nämlich über eine recht ansehnliche Längengeblase geboht und in seiner Kindheit schon das Posaunenblasen gründlich erlernt hatte, so wurde er, dank der Gönnerschaft seines Vormundes und väterlichen Freundes, des Volkstribunen Julius Gallus, zum ständigen Leibtubabläser der in den Krieg ziehenden Konfuln ernannt. So kam es auch, daß Gajus Calpurnicus in ganz Rom nur noch unter dem Namen Gajus Tuba bekannt war.

Kein anderer verstand aber auch das Tubablasen besser als er, und wenn er abends vor seinem Hause stand und seine Probenanfänge zu den Sieben Hügeln hinaufposaunte, da verammelte sich alt und jung, um ihn zuzuhören und ihn zu bewundern. Eine ganz besondere Fertigkeit besaß er im Viktoriablasen; das schmetterte dann über alle Hügel und Berge, daß es wohl dem Feinde drüben angst und bang werden mochte. — „So blies ich damals gegen die Sammler!“ pflegte er selbstbewußt beizufügen, indem er die Tuba umkehrte und läuterlich ansprachete, „so blies ich Viktoria gegen die Volsker!“

Seine alte Mutter, die sich des Abends im Hause zu schaffen machte, mußte wohl auch in das Lob einstimmen, das dem Viktoriabläser von allen Seiten zu teil wurde; sie schüttelte aber dabei ganz bedenklich mit dem Kopfe, als hätte sie ihre eignen Gedanken. Nur durfte sie diese nicht mehr laut aussprechen; denn einmal hatte sie es gethan, und das war ihr recht übel bekommen. — „Auu ja!“ hatte die Alte einmal über ihre gahnlosen Lippen hingekrammt, „Viktoria, Viktoria! wenn's nur nicht einmal schief geht!“

Da kam sie aber bei Julius Gallus, dem Volkstribun, schön an.

„Was? Schief gehen? Entartetes Römerweib!“ hatte der wilde Held ausgerufen; „weißt du denn nicht, daß, wenn Rom in den Krieg zieht, Rom zum Siege zieht?“

Und diese Worte hatten einen so allgemeinen Beifall hervorgerufen, daß das entartete Römerweib von da ab sein Stille zu bleiben vorzog.

Als nun das römische Volk, auf des Tribun's Jureden, wieder einmal seine Grenzen auf Kosten eines Nachbars zu erweitern gedachte und vom Kapitoll aus der Kriegseruf erkaltete, da holte Tuba seine Posaune aus dem Schrank hervor, puzte sie,

daß sie wie eitel Gold glänzte, und trompete noch am Abend vor dem Konsulmarsch seine lustigste Viktoria-weise über die Stadt.

„Die eignen Götter mögen uns beistehen!“ feuerte seine Mutter in ihrer Eifer; „heute morgen wollten sich die heiligen Hühner nicht schlachten lassen und sind sogar nach allen Windrichtungen weggeflogen. Das ist ein schlimmes Omen!“

„Ist aber nicht wahr!“ herrschte sie der kriegsmütigen Gallus an, „und gefeiert den Fall, es wäre wahr,“ fügte er rasch hinzu, „so soll man's nicht sagen.“

„So?“ antwortete die Alte und verfrohd sich kopfschüttelnd in ihren Winkel.

Den Helm auf dem Haupt, das Schwert an der Seite, die lange Posaune in der Hand, so schritt am andern Morgen Gajus Tuba, stolz wie ein Römer Roms, hinter dem hoch zu Kopf sitzenden Konsul einher, und von weitem konnte man's ihm ansehen, wie sehr er die Ehre zu schätzen wußte, gleich hinter dem Heerführer einherzuwandeln zu dürfen. In gleichem Schritt wie er tritt der zweite Heldherr, der edle und kluge Marcus Sempronius, ein eigenartig stiller Mann, vor dem alles, eben wegen seines eigentümlichen Wesens, eine hohe Achtung zwang, aber auch eine Art von scheuer Furcht empfand. Marcus Sempronius sprach nämlich recht wenig für einen Römer; wenn er aber sprach, so geschah es in einer so seltenen Weise, daß man niemals wußte, ob seine Worte ernst gemeint seien, oder ob sich hinter dieser ernsthaften Maske nicht der grimmieste Spott verberge.

„Deine Trompete ist hübsch blank,“ hatte er beim Aufmarsch zum Posaunenblasen gesagt; „hoffentlich daß du aber auch dein Schwert gemetzt?“ und hatte dabei zum Strohstecher heruntergelächelt, als wolle er sagen: zum Dreinhalten scheint dir mir überhaupt weniger geeignet als zum Dreinblasen.

An einer Strohhene, wo der Weg zum Thore hinbog, mußte der Zug still halten. Da hatten sich einige gewichtige Plebejer unter Anführung des Julius Gallus angestellt, und da sollte zum letztenmal dem Heldherrn eingeschärft werden, daß, wie Gallus es haben wollte, Krieg gleichbedeutend sein müsse mit Sieg. Er hatte noch am Tage vorher auf dem Forum in drohenden Worten den Krieg gepredigt und alle wehrfähigen Römer aufgefordert, zum Schwert zu greifen und auszusuchen zum ewigen Ruhme Roms. Nun selber, dem armen Wüterich, war es leider nicht beschieden, wie er es doch so sehr wünschte, an diesem Kriegs- und Siegeszuge teilzunehmen, denn gerade gestern abend, als alles mit Schwertwegen beschäftigt war, hatte ihn wieder sein leidiges Zipperlein ergriffen, und nun mußte er mit verbundenen Füßen auf einem selbstgepannten Karren angefahren kommen, um den streitbaren Helden noch Lebenswohl zu sagen und dem beschließenden ersten Konful, sowie dem dein Sempronius und allen Herren Patriziern noch recht ernstlich zu Gemüte zu führen, daß sie und sie allein die Verantwortung für das kommende trügen; alle diese römischen Männer und Jünglinge seien Helden, die nur eins wünschten, als vorberberückter Sieger wiederzukehren: von dem Heldherrn allein aber hänge das Leben und das Siegen dieser Helden ab.

Der Konful und Sempronius hörten, ohne eine Miene zu verziehen, die mutige Rede an, obgleich sie ihnen wohl recht unnützlich dünken mochte.

„Gaw gesprochen, o Julius Gallus!“ sprach Sempronius, als der andre endlich schwieg; „da du nun fertig bist, so setze aus deinem Karren heraus und trete in das Heer ein! Für einen Mann wie du ist immer noch ein Platz leer!“

Da gebärdete sich aber der arme Julius Gallus wie ein Wahnsinniger auf seinem Karren, und ein urplötzlich stehendes Juviden in der großen Hebe ließ ihm hell aufdauern in ermühtem Wehe.

„Er kann ja nicht,“ künftete mitleidvoll Tuba dem Heldherrn zu, „du siehst ja, er hat das Zipperlein!“

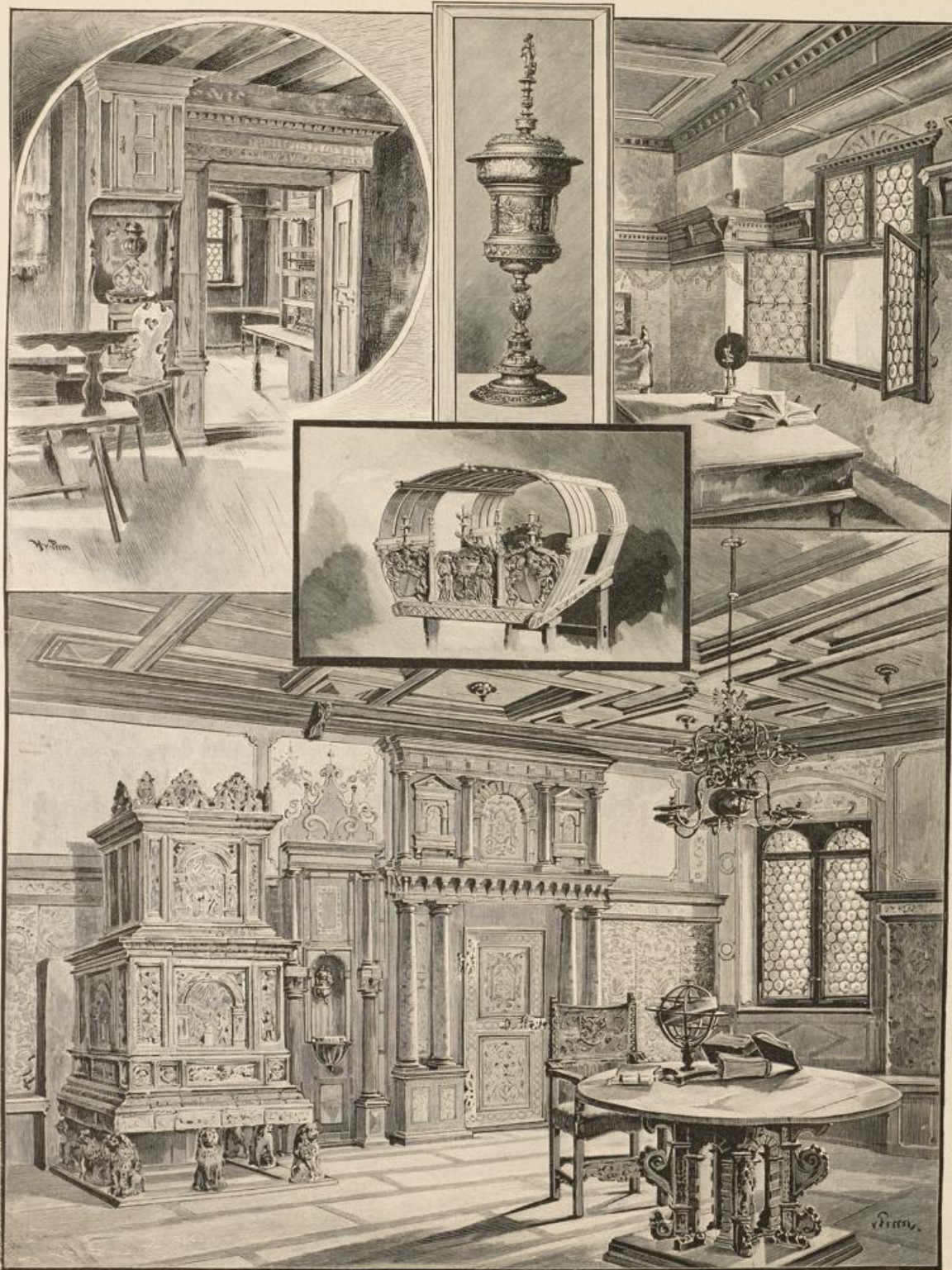
Sempronius zog bei diesen Worten die Augenbrauen wie verwundert in die Höhe und antwortete dann in seinem seltsamen Ton:

„O wie schade, beim ewigen Jupiter! Du armer, kriegstrunkener Hilde du! Ja, bei allen unterblischen Göttern, dann mußt du eben zu Hause bleiben und das Schädelspalten oder Gelpalteswerden den andern

Witzelhaus vom Jahre 1577.

Der Landeshauptmann-Schreibstube.

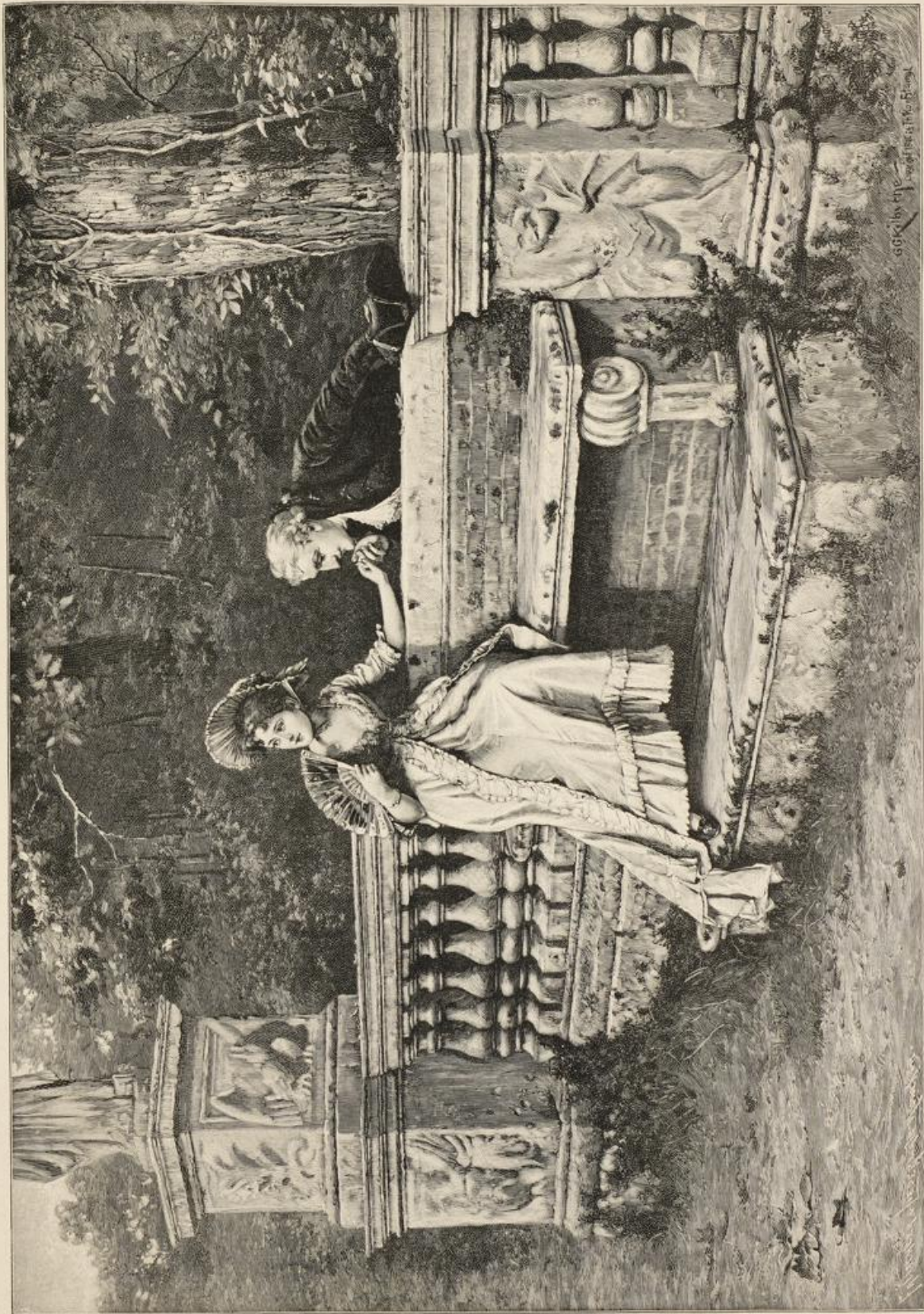
Rechnungskammer einer Wohnstube vom Jahre 1507.



Wagen Kaiser Friedrich III.  
Funktisch aus Schloß Rabmannsdorf in Weiz vom Jahre 1564.

Das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbe-Museum am Joanneum in Graz. Originalzeichnungen von H. v. Preen.





Steinheim. Nach dem Gemälde von G. G. Kilburne.

überlassen. Ja! ja! Das Zitterlein ist zuweilen eine recht bedenkliche Krankheit, o edler Julius Gallus! Pflege dich fein und rühre dich ja nicht von deinem Sturzen!

„Sprach's und trieb sein Ross an, dem Konful und den Viktoren nach; und weiter ging's in die offene Ebene hinaus, und lustig posante Tuba, auf des Konfuls Befehl, den andern Posaunenbläsern die frische, fröhliche Kriegshymne zu.“

So zog man den Bergen zu, wo man den Feind wohl treffen und wo die Viktoria sich wieder einmal auf die römischen Adler niederlassen würde.

Nicht bald und viel rascher, als man es geglaubt hatte, kam es zum Schlagen. Am dritten Tage schon konnte man des Feindes Lager auf den gegenüberliegenden Hügeln erblicken.

„Hu!“ meinte Sempronius, „es sind recht viele Leute dort; wege nur noch einmal dein Schwert, Tuba, mein Freund!“

Am andern Morgen schon ging's los; dem guten Tuba wäre es beinahe bange geworden, als er nun mitandern mußte, wie der Konful und Sempronius die Lage besprachen, und als er ihr recht bedenkliches Mienebild bemerkte. Von allen Seiten blinkten Waffen auf den Bergen, und das römische Heer schien wie eingeschlossen zwischen zwei mächtigen, nach rechts und links ausgreifenden Jangarmen.

Noch viel schlummer aber, als er sich's gebacht hatte, gestalteten sich plötzlich die Dinge, denn mit einem Male sah Tuba, wie aus einer versteckten Thalshalle eine gewaltige Motte feindlicher Reiter mit weihin schallendem Siegesgeschrei in die Platte der Römer einbrach.

Und nun, was geschah? War dies überhaupt denkbar? Die braven Römer, die wackeren Helben, die hielten ja dem Angriff keinen Augenblick stand, sondern lösten sich in wilder Flucht auf und stürzten nun mit lautem Wehgeschrei den Hügel hinan, wo die Helbherren standen.

„Heil Jupiter!“ rief Sempronius, „die Memmen fliehen!“

Und vom Pferde springend, zog er sein Schwert und führte den Fliehenden mit dem Rufe entgegen: „Jurück, ihr Memmen! Feiglinge! Gefindel! Jurück gegen den Feind!“

Dem armen Tuba schlatterten die Kniee bei diesem Anblick. Es schien ihm — nein, er täuschte sich nicht! — als widerlegten sie sich ihrem Feldherrn; ihn mit dem Schwert bedrohend, zerrten sie ihn zurück. . . Mit offenem Munde und zitternden Händen schaute Tuba auf das schaurige Gewühl der fliehenden Mäner und der gleich hinterdrein brausenden feindlichen Reiter.

Da erkundte zu ihm des Konfuls Befehl: „Tuba! Die Posaune an! Mäzng und Sammlung gebieten, so hart du kannst!“

Mäzng? . . . Sammlung? . . . Zwei Schritte von ihm zerrten sie ja den edeln Sempronius zurück! . . . Da war ja nur noch die Flucht und ein eiliges Davonlaufen das einzige Heil!

Mit einem Aufschrei lag die Posaune im Gras; mit einem Sprunge sah Tuba auf des Sempronius verlassenen Ross; mit beiden Knien und Schenkeln bearbeitete der von panischem Schrecken erfaßte Korbleiter die Venen des Pferdes.

„Richt! Nicht!“ schrie es gellend aus seiner gewaltigen Lunge, und bäumend erhob sich das Ross; des edeln Sempronius Ross war aber ein christliches Römerpferd, das von fliehen augenscheinlich weniger verstand als sein jetziger Reiter, denn als Tuba ihm den Kopf auf die Fluchtsseite zu drehen versuchte, da wickerte es plötzlich hell auf, daß es wie ein verzweifelter Lachen in Tubas Ohr gellte, und den Kopf zur Erde gebengt, legte es mit wildem Laufe gerade dem Feinde entgegen.

„Halt! halt!“ schrie Tuba, der sich an der statternden Mähne festhielt; das Ross aber hörte und gehorchte nicht, und schon konnte er die feindlichen Reiter nur noch ein paar Schritte weit vor sich erblicken! Was blieb ihm übrig? Mit raschem Satz und ohne sich weiter zu bedenken, sprang der brave Tuba vom Pferde herunter.

„Laufe, so lange du laufen magst! Auf die andre Seite laufe ich!“

Den Gedanken konnte er aber nur zur Hälfte fertig denken, denn dem rasch zur Erde Hinabgleitenden verlegte das römische Ross noch zu guter

Lezt einen so wichtigen Hufschlag auf den wackeren Römerschädel, daß Gajus Calpurnius Tuba blutüberströmt zusammenbrach und bewußtlos gerade da liegen blieb, wo er hingefallen war. . .

Die Schlacht war geschlagen. Der Konful wurde mitant seinen Viktoren und der Leibwache, die sich tapfer wehrten, zusammengehauen. Die flüchtigen Römer liefen nach allen Seiten weg, und die Feinde zogen am selben Abend noch siegestrunken gegen die ewige Stadt.

Was war doch das für ein seltsames Summen und Singen und Klängen und Reden um ihn herum, so weit und doch so nah, und so sonderbar tief unter ihm, als der Posaunenbläser aus seinem Todeschlummer erwachte? Es schien ihm, als liege er hoch oben wie auf einem Hügel, und drüben bewege sich eine Menge Volks herum, aus welcher halblaute Gesänge und auch Wehgeschreie bis zu ihm heraufzogen. Was war aber das für ein Lager, auf dem er, auf den Knien hingestreckt, ruhte? Hart wie hartes Holz war es, und wie seine Hände herumtasteten, da fühlte sie über schwüpfige Rinde, gerade als wären es frisch abgehauene Baumstämme, und auf diesen Baumstämmen lag er, lang dahingestreckt wie ein Toter auf dem Scheiterhaufen! Tot war er ja auch gewesen, und bleischwer lag es ihm noch in allen Gliedern, aber jetzt — die allmächtigen Götter seien gelobt! —, jetzt lebte er wieder. Er wollte sich aufrichten, aber es ging noch nicht recht; da schielte er nach rechts, — und da lag seine Tuba; und da schielte er nach links, — und da lag sein Schwert; und nun schielte er nach oben, — und da hing von seiner Stirn etwas herunter, das aussah wie eine Krante mit Wältern, — ja, beim Jupiter, wie ein Vorberkranz sah das Ding aus, aber wie kam er zu einem Vorberkranz?

Allmählich lehrte ihm das Bewußtsein und die Erinnerung an die Schlacht wieder zurück, — an die Schlacht und auch an seine. . . nun ja, was war daran zu ändern? — an seine Flucht, an seine Schmach, seine, mennehafte Flucht! Ja, ein Feigling war er getrieben gewesen, er und alle, alle andern auch — alle, nur nicht Sempronius und der Konful und jene paar alten Krieger. . .

Wie seltsam aber war jetzt die Antwort, die von dort unten zu ihm heraufstie! Eine Stimme erhob sich salbungsvoll und langsam, als sei es ein alter Priester, der zum Volke spreche:

„Ja, ihr wackeren Bürger! Dort oben liegt ein Held, ein römischer Krieger, der war brav bis in den Tod! Für ihn und für die andern, die mit ihm den Helbentob erlitten, ist dieser Holzstoh aufgebaut, daß ihre ruhmvollen Tische aufbewahrt werde zum ewigen Beispiel für Kinder und Kindesfinder!“

Galteten diese Worte ihm? Ihm, dem Calpurnius Tuba? Nein, das war wohl ein Irrtum. Auf diesen Holzstoh mußte wohl, an einem Ehrenplatz, der edle Sempronius liegen, und ihn, den Tuba, den Korbleiter, den Posaunenbläser hatte man nur so nebenhin dazu gelegt, weil er sich gerade unter den Toten befand! Aber der Irrtum war auf Tubas Seite, denn mit lauter Stimme rief nun der Priester über die andächtig lauschende Menge:

„Heil dir, Tuba! Du braver Held! Dein Pferd hast du gegen den aufstürmenden Feind angetrieben! Den Mäzng zu lassen konntest du deiner Viktoria-Posaune nicht zumuten! Mit Verachtung hast du sie ins Gras geworfen und stürmtest voran! Und ein Stein aus Feindeshand gerschüttelte dir deinen Römerschädel! Legt nun das Feuer unter dem Holzstoh an, ihr wackeren Bürger, daß die himmlischen Götter die Seele des toten Helben aufnehmen neben den Helben und Halbgöttern der Vorzeit, neben Herkules, neben Romulus, neben. . .“

Weiter konnte der Priester aber nicht sprechen, denn plötzlich regte sich's oben auf dem Holzstoh, und den toten Helben sah man sich mit einem Male wie unter Anstrengung aller seiner Kräfte in die Höhe richten, und mit den Armen suchte der Wiedererstandene in der Luft herum, und herunter schrie er zu der vor Schrecken erstarrten Menge:

„Halt! halt! Nicht anzünden! Ich bin lebendig! Ich sitze hinunter!“

Und richtig! Gerade als hätte er getrieben seinen Hufschlag auf seinen Römerschädel erhalten, kletterte der kühle Tuba wie ein Eichhörnchen von Baum-

stamm zu Baumstamm herunter bis zu der Stelle, wo inmitten einer vor freudigem Entsetzen sprachlosen Menge ein alter Priester mit aufgerissener Munde und ausgebreiteten Armen stand.

Auf der untersten Stufe verlagten ihm seine zitternden Hände den Dienst, und er tollerte hinab bis zu des Priesters Füßen, und seine Zähne klapperten geradefo, als stände er noch neben Sempronius. Wie er aber nun stehend des Priesters Kniee umfaßte, da geschah etwas unsagbar Unglaubliches.

Er sah, wie die vordersten Reihen der hinter dem Priester im Halbkreis aufgestellten Menge sich plötzlich lösten und eine Anzahl von Menschen mit hellem Jubelgeschrei auf ihn zuellten, — und diese Männer, mit dem blanken Helm auf dem Kopfe und dem Schwert an der Seite, er kannte sie ja! Er erkannte sie, einen nach dem andern! Das waren ja die Flüchtlinge, die gestern den Hügel heraufstürmten, die ein Wehgeschrei ankündigten, die den edeln Sempronius mit sich zerrten! Der edle Sempronius aber hatte gerade diese da Feiglinge, Memmen und Gefindel gescholten, und gerade aus dieses Gefindels Mehl drang ihm, dem andern Gefindelsflüchtling, jetzt der begeisterte Ruf entgegen:

„Heil dem Helden Tuba! Dem von den Göttern beschützten Braven! Dem in den Toten unerweckten Braven! Heil! Dreimal Heil!“

Der arme Tuba wußte nicht, wie ihm geschah; einen nach dem andern sah er mit großen Augen an; sie schüttelten ihm die Hand; er schüttelte ihre Helbentände wieder; sie begrüßten ihn als einen Braven, er begrüßte sie wieder als eben solche Brave, stotternd zwar und wie seiner selbst nicht bewußt; aber er fühlte sich ja noch so schwach, noch so geistesverloren, daß er all dies Helbentum über sich ergehen ließ, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich dieser ungerechten Südbigung zu entziehen.

Nun hatten auch die andern alle die Sprache wieder gewonnen, und der Volkshaufe drängte sich, Männer, Weiber und Kinder, um ihn herum, und der alte Priester konnte auch wieder sprechen und stimmte einen Lobgesang auf die Götter an, die den toten Helben gerade in dem Augenblick wieder erweckt hatten, wo man die Fädel an den Holzstoh legen wollte. „Heil dir, römischer Held!“ lang es aus hundert Mäulern dem sprachlos die Menge Anstarrenden zu.

Er wußte wohl wie ein vom Tode Erstehender aussehen, der arme Tuba, denn einer seiner Stammbären brachte ihm nun einen Becher mit frischem Wasser, und sich liebevoll über ihn beugend, sagte er: „Trinke, Tuba! Du mußt dich erholen.“

Tuba schaute ihn an — es war einer von denjenigen, die er im letzten Augenblick gesehen hatte, gerade als Sempronius im Gemüthe ver schwand —, und eine Frage drängte sich unbeswingbar durch sein schweres Gewissen durch:

„Liegt der tote Sempronius auch auf dem Holzstoh?“

Finster runzelte aber der andre die Stirn: „Wo die beiden Verräter, die uns zur Schlachtbank führten, der Konful und Sempronius, hingekommen sind, das wissen die Götter! Uns hat jener Glende Feiglinge, Memmen und Gefindel gescholten, — der mag auf offenem Felde verfaulen! Was kümmert's uns?“

Und ein andrer fügte ergänzend hinzu: „Die wackeren Landsleute hier, in diesen hinter den Bergen verdeckten Dorfe, haben uns, die unglücklichen Braven, gerettet und aufgenommen, nachdem die Feinde ver schwunden waren; mit ihnen haben wir die helbentüchtig Gefallenen aufgehoben, um die Verräter kümmern wir uns nicht!“

In des guten Tuba Kopfe dämmerte es allmählich heller und heller auf; so lagen also die Dinge! Die Feiglinge, die gestern vor dem Feinde nach allen Seiten ausstübten, die waren die eigentlichen Braven! Und der Bravste von allen sollte er, Tuba, der Viktoria-Bläser sein, der die Posaune ins Gras geworfen haben sollte, nur um sich nicht mit Mäzngbläsen zu beschimpfen, und der sich auf des Sempronius Ross geschwungen haben sollte, nur um dem Feinde entgegenzupringen, und der von eines Feindes Stein getroffen worden sein sollte, — nicht aber von des wackeren Römerpferdes Nase! Und ihm wurde jetzt deswegen ein Vorberkranz auf die helbentüchtige Stirn gesetzt!

Sinnverwirrend kam ihm zuerst die Sache vor, und auch in seinem Gewissen regte es sich wie zum ehelichen und heftig aufwallenden Widerpruch gegen die gewaltige Säule; aber weiter als bis zu dieser ersten Negung brachte es der gute Tuba doch nicht, denn nun drang eine kleine, aber so eindringlich mahnende Stimme, die er für die Stimme der Vernunft hielt, an sein Gehirn, und:

„Tuba, mein Freund!“ küßte ihm das Stimmchen zu, „was ist da zu machen? Ein Held mußt du nun gewesen sein, und als einen Helden mußt du dich nothgedrungen aufspielen lassen und auch selber aufspielen, — denn, merke es wohl, wenn du gestern kein Held warst, was werden heute dich alle aus dir machen? Deine Fluchtameraben wollen ja auch Helden gewesen sein, und ihnen zuliebe mußt auch du das gewesen sein, wofür sie dich alle halten wollen! Sei nicht unverantwortlich, Tuba, mein Freund! Laß das Schicksal über dich ergehen; laße dich mit Vorbeeren bekriegen! So schlimm ist es ja nicht, und wenn schadet's am Ende? Und sage ihnen allen recht laut, daß sie alle Helden waren und Helden sind, — wie du! Thust du's nicht, mein armer Tuba, so werden dich alle diese Kameraden mit Steinen in die Hinterbacken schiden, — denn Helden müssen diese doch gewesen sein — mit dir, oder auch ohne dich! Also ermanne dich, o Tuba! Stehe auf! Nimm eine heldenhafte Miene an und lege dir heldenhafte Gebärden an und danke mit lauter Stimme den Göttern, daß sie dich und deine Heldenbrüder gerettet, und danke ihnen heimlich, daß alles so glänzlich abgelaufen!“

So sprach das Stimmchen zu ihm, so eindringlich, so schmeichelnd, daß die Stimme seines ehrlichen Gewissens gar nicht mehr durchdringen vermochte, und am Ende war es ja auch viel angenehmer, vor dieser Dorfbesetzung wie ein lorbeerbekränzter Held als wie ein flüchtiger, von Rossfußstapfen zusammengeschnittener Feigling dazustehen.

Eine gute Weile blieb Tuba noch sitzen, den Kopf auf beide Hände gestützt, wie einer, der sich langsam vom Tode erholt, und schlürfte zuweilen einen Schluck süßen Wassers und hörte, wie die Leute ringsum zu einander sagten:

„Der arme Mann! Die Götter mögen ihm die Kraft des Lebens wieder schenken!“

Und die Kraft des Lebens schenken ihm die allgütigen Götter! Denn plötzlich erhob sich Tuba und mit heldenhafte Gebärde auf den Holstisch deutend, rief er:

„Holt mir mein Schwert herunter und meine Pokanne! Vom Tode bin ich auferstanden! Und reicht mir die Hand, ihr braven Heldenbrüder, daß wir zusammen wieder kämpfen für Rom, das heilige Rom!“

Nicht nur das Schwert und die Pokanne hingen sie ihm jauchzend um, sondern auch den Lorbeerkranz holten sie herunter und drückten ihn auf seine blutige Stirn; und so trat er neben dem Priester vor das Volk, daß alles aufjubelte beim Anblick dieser jugendlichen Heldengestalt.

Und die Pokanne setzte er an seine Lippen und blies lustig die Viktorianfanare in die Luft.

„Bei den ewigen Göttern,“ rief er dann aus; „zum Rückzuge bläß Tubas Pokanne nie und nimmermehr! Aber zur Viktoria wird sie wieder blasen! Das walteten die allmächtigen Götter!“

Als er aber am Abend dieses denkwürdigen Tages allein in seinem Kämmerlein, in des Priesters Hause, saß, da fragte sich der eheliche Tuba einmal übers andre hinterm Ohr und murmelte vor sich hin:

„Tuba, mein Freund! Da du gestern ein Held gewesen bist, so mußt du jetzt ein ganzer Held sein — und einer bleiben!“

Mit dem Zipperlein des Furius Gallus war es inzwischen allmählich besser geworden. Seitdem die römische Nachhut aus den Thoren ausgezogen war, hatte der Volkstribun eigentlich keinen wahren Anfall seines Wehes mehr verbrocht. Er blieb aber dennoch aus Vorzorge und schon um mißliebigen Medensarten vorzubeugen dabei, sich nach wie vor auf seinem Gelfstarken durch die Strohen ziehen zu lassen. Von dieser vierährigen Tribuna herunter waltete der Wackere halbseitig seines Bedneramtes auf dem Forum, und da in einem echten Tribunenherzen doch immerhin ein paar Tropfen Komödianten-

blut mit umzulaufen pflegen, so hatte er sich, um seiner Nebe noch mehr volltönende Würze zu verleihen, angewöhnt, seine Perioden von Zeit zu Zeit mit einem schmerzlichen Nuse zu unterbrechen und dann mit der Hand an seine Zehe zu fahren, ungefähr gerade wie der brave Philolett in der alten griechischen Tragödie, der ja auch an so einer Art von Zipperlein litt.

Dem Volke, das auf Nachrichten von dem siegreichen Heer wartete, predigte Furius Gallus jetzt mit mahnend beruhigender Stimme Mäßigung und Gehuld zu; man solle nur von den zum frischen fröhlichen Kampfe ausgezogenen Kriegern nicht zu viel verlangen; der Feind habe sich wohl, seiner angeborenen Feigheit gehorchend, vor den Römern zurückgezogen; aber man werde ihn schon in seinen entlegensten Schlafhöhlen aufzufinden verstehen, und — aufgehoben sei nicht aufgehoben. Eine Mahnung ließ sich aber Furius Gallus nicht nehmen, in jeder seiner Reden von neuem zu betonen; wie Gatos Schlafreim mit Startbago, so kam auch dieser Schlafreim immer wieder zum Vorklein und immer mit denselben Klatschherfolge:

„Den Sieg, o ihr edeln und tapferen Bürger Roms,“ so pflegte er laut über die Menge zu rufen, „den Sieg verdanken wir in erster und alleiniger Linie euren plebejischen Söhnen, den Kindern des Volkes, den Kriegern selbst, die dort ihr Leben in die Schanze schlugen, beliebt aber nicht den patrischen Feldherren, die, wie jedermann weiß, weiter nichts sind als unnütze Dekorationsstücke, die hübsch hinter der Schlachtlinie Aufstellung zu nehmen pflegen, mit ihren Viktoren und andern höchst überflüssigen und kostspieligen Waffengebindel, und sich aus ihrer sicheren Stellung das Schädelspalten mit Ruhe ansehen. Also, ihr edeln und tapferen Bürger Roms, wenn das Heer zurückkommt und es sich um Lorbeerkränze handeln wird, richtet euch ein, daß jeder Krieger seinen Kranz erhalte! Die Konsuln und Feldherren werden sich schon selbst ihre Kränze winden!“

Da ein jeder von diesen edeln und tapferen Bürgern Roms einen Sohn oder Neffen oder Vetter oder Freund im Heere zählte, so waren sie alle natürlich mit des Tribunen Vorhage einverhonden, und so mußten die Frauen und Mädchen gleich zum voraus sich ans Kränzenwinden machen, damit ja nicht ein einziger von den Kriegern bei der herrlichen Siegesfeier leer ausgehe.

Da — es war am Abend des vierten Tages, als gerade alles auf dem Forum versammelt war und Furius Gallus wieder eine seiner volltönenden Reden losgelassen hatte — da ertönte plötzlich Aufschlag von dem Thor her, und da sah man einen Staub- und blutbedeckten Reiter heransprengen.

„Ein Votum! Ein Votum! Ein Sieger!“ rief es jauchzend aus tausend Rehlen, — aber im selben Augenblick versunk auch der Auf wieder, und eine unheimliche Stille lagerte sich über das Forum, als man sich diesen Siegesboten aus der Nähe betrachten konnte. Er hatte kein Ross gerade vor dem Karren des Gallus zum Stehen gebracht; seine Rippen zitterten, als wolle er sprechen, aber seinen Laut brachte er hervor, und starr und mit einem Ausdruck bangen Entsetzens schmeifte sein Blick über die Menge.

Endlich lächelte sich seine Zunge, aber gleich bei seinen ersten Worten brach ein Sturm aus der Volksmenge los, daß man hätte glauben können, der Himmel werde einstürzen.

„Verloren!“ stammelte der Votum, „geschlagen! Der Konsul tot, das Heer vernichtet! Auf den Herfen folgt mir der Feind!“

Verloren? Geschlagen? Vernichtet? Mit einem Sage hatte sich Furius Gallus von seinem Karren zur Erde geschwungen, gerade als ob er niemals das Zipperlein gekannt hätte, und auf den Unglücksboten sprang er nun los wie ein wilder Löwe.

„So spricht nur ein Verräter! Nieder mit ihm!“ Und er sah das Ross am Hängel. „Wie konntest du stehen, wo die andern sich schlugen, Flender?“

Der Votum aber erhob lebend die Arme:

„Ich sage die Wahrheit! Nur diesem Pferde, dem Rosse des toten Sempronius, verdanke ich mein Heil! Ich habe gesohoten, wie die andern! Wie Helden sind sie gefallen! Glaubt meinen Worten und schließt die Thore, sonst fäkumen die Feinde bis zu euren Tempeln herein!“

Und richtig! Vom Balle her ertönte es wie schriller Besaunentum, das Zeichen der größten Gefahr, und von weitem drang auch schon ein dumpfes Getöse herein, als stürme ein ganzes Volk gegen die Wälle.

Ein Blick war es für die ehrbaren Forumsrömer, daß der in Rom verbliebene zweite Konsul, obwohl er weiter nichts als auch so ein überflüssiger Patrizier war, Wachen auf den Mauern aufgestellt hatte, und daß jene Männer dort nicht vor lauter Siegesgewißheit, wie Furius Gallus, die notwendigen Sicherheitsmaßregeln vernahen; denn als der Feind nun herangeprengt kam, da faud er die Thore verschlossen, und von den Wällen starteten ihm Lanzen und Schwerter entgegen.

Auch der wackere Furius Gallus war mit seinen Getreuen zu den Mauern geeilt, und unterwegs mußte man der Votum alles genau erzählen, und er erzählte, was er wußte: Die Krieger, die hätten sich alle, alle tapfer geschlagen — aber die Feldherren, die wußten nicht einmal, daß die feindliche Meiterei hinter dem Hügel lag — und während der Konsul sich dort oben nicht rührte, da — ja! was nützte da alles Heldentum? Der Feind stürzte in unsere Plante und hieb alles nieder, rechts und links! Da aber habe einer gezeigt, was ein Römer zu thun hat, einer schwang sich aufs Ross — auf dieses selbe Ross, das einst den Feldherren trug — der Feldherr, der war aber weggelaufen! Und der eine sprengte nun gegen den Feind mit wildem Kampfesruf! Und der eine, der war Calpurnicus Tuba, der wackere, der brave, der heldenmüthige Tuba! Rückung sollte er auf seiner Pokanne blasen, da warf er die Pokanne weg und sprengte gegen den Feind, der edle Römerhohn! Der arme Held! Denn, o ihr allmächtigen Götter! ein Stein warf ihn vom Pferde, und mit zerstücktem Schädel blieb er liegen, und nun war alles verloren, denn wo der Führer fällt, da fällt das Volk!

„Ha,“ rief da Furius Gallus, „habt ihr gehört? Habe ich nicht immer recht gehabt? Die Krieger waren alle Helden, und von den Feldherren wurden sie verraten! Und der größte Held von allen war Tuba! O Tuba! Warum bist du tot? Dich hätten wir jetzt zum Konsul ausgerufen, und du würdest Rom retten! Jetzt müssen wir Rom ohne dich retten!“

Sie retteten auch Rom ohne den guten Tuba, wie es eben ging. Der zweite Konsul mußte alles unterschreiben, was jene draußen vor den Thoren verlangten, und alles, was sie haben wollten, mußte er ihnen geben, Gold und Geschmeide, und auch ein Stück Land dazu, doppelt so groß als dasjenige, das die Römer ihnen abzunehmen ausgezogen waren.

„Sogar ein Stück von unserm Lande abzutreten weigert sich dieser elende Konsul nicht!“ wüthete aber Furius Gallus auf dem Forum, „ein Stück von unserm heiligen Land! Der Verräter!“

Und dachte gar nicht darüber nach, daß sie's ja gerade ebenso zu machen gedachten, wenn eben der andre Konsul nicht auch ein Verräter gewesen wäre.

Als der Feind endlich mit seiner Beute abzog, da höhnten ihm die wackeren Forumsrömer von ihren sicheren Mauerzinnen nach, und dann jubelte alles, daß man endlich befreit sei und wieder aufatmen könne.

Nur eine ließ sich von diesem Jubel nicht mitreihen, und das war des guten Tuba alte Mutter. Das Volk hatte ihr Lorbeerkränze über die Thürlippen gehängt, weil ihr Sohn ein Held gewesen war. Ueber Nacht riß sie aber die Kränze wieder ab und legte die Streu in die Gasse, und als Gallus sie entrüthet darob zur Nebe stellte und sie glänzlich pries, die Mutter eines Helden zu sein, der Rom errettet haben würde, wenn man ihn nicht eben totesgeschlagen hätte, da brach die alte Frau in Thränen aus, und ihm die Thür vor der Nase zuwerfend, rief sie schluchzend:

„Was habe ich davon, daß mein Kind ein Held gewesen, wenn mein Kind tot ist?“

Vor der Thür aber blieb Furius Gallus wie versteinert stehen, erhob dann Augen und Hände zum Sternenhimmel und rief wehlagend aus:

„O Nam! o Römer! O du entartete römische Mutter!“

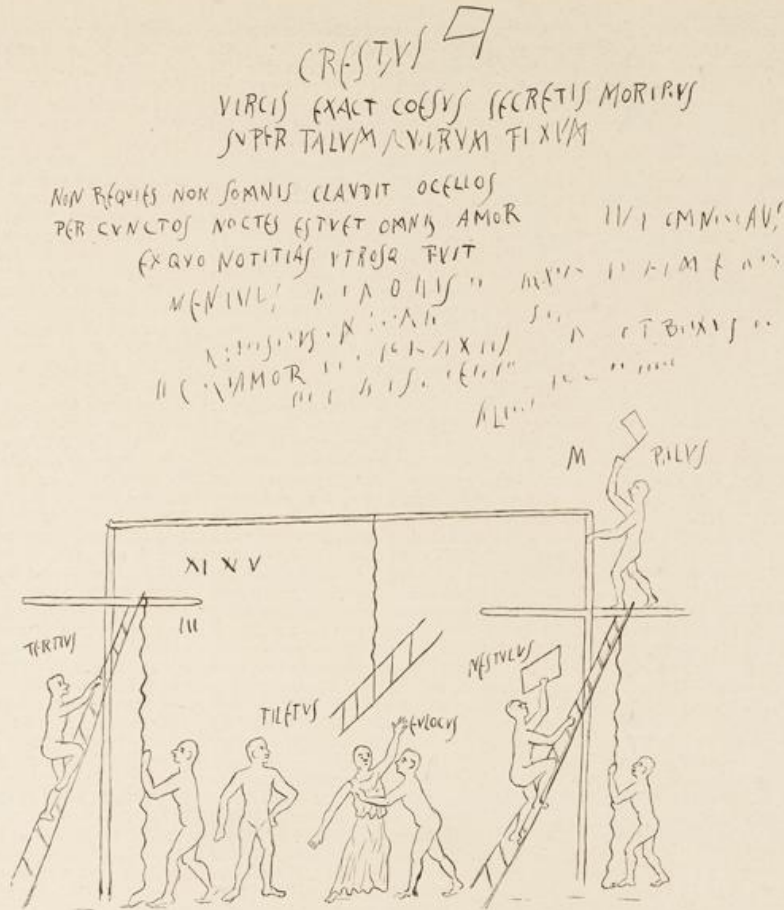
Sein Zipperlein schmerzte ihn schon längst nicht mehr.

(Gallus folgt.)

Das Kreuzigungs-  
bild in den Ruinen  
des Tiberius-  
Palastes zu Rom.

Vor einiger Zeit kam aus Rom die übersehende Kunde, Professor Marucchi, der Archäologe des Vatikans und Direktor des ägyptischen Museums dorthin, habe in einem unterirdischen Gemache des Tiberius-Palastes eine in die Mauer geritzte große und ausführliche Darstellung der Kreuzigung Christi entdeckt. Wie es hieß, sollten sich darauf alle Einzelheiten des Vorganges, sowie die Namen aller bei dem Kreuzigungsakte beteiligten Soldaten wiedergegeben finden; zur Zeitrechnung jedes Zweifels sei über dem Bilde eine auf den Vorgang bezügliche und den Namen Christi erwähnende lange lateinische Inschrift angebracht.

Die erwähnte Darstellung, ein sogenanntes Sgraffito, das heißt eine in roher Weise mit einem scharfen Instrument, einem Nagel oder einer Messerspitze in den Mauerwurf eingeritzte Zeichnung, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Der erste, der sie entdeckte, war der 1891 in Rom verlebende Archäologe Pietro Rosa, der sich vielfach mit den römischen Sgraffiti beschäftigte und auch ein



Zur Wandbild (Sgraffito).

Ein dritter Soldat schleppt die Figur, die nach der Ansicht Marucchis Christus darstellen soll, nach dem Gerüst hin. Etwas abseits davon sieht eine Gestalt, in der der römische Professor den Landpfleger Pontius Pilatus erkennen will. Ueber derselben ist eine Inschrift angebracht, doch von sehr zweifelhafter Lesart, da sie sowohl Filetus wie Pilatus lauten kann. Ueber dem Kopf des auf der Leiter stehenden Soldaten gewahrt man das Wort Pilus, aber dem, der die Tafel trägt, das Wort Nestulus. Der Soldat, der die Figur heraufschleppt, wird als Eulogus bezeichnet.

Ueber der bildlichen Darstellung ist eine Anzahl von Inschriften angebracht; in ihnen muß der Schwerpunkt für die Deutung des Bildes gesucht werden, und über sie ist dem schon ein ziemlich heftiger Kampf der Meinungen entbrannt. Als Gegner Professor Marucchis tritt namentlich der Direktor der palatinischen Ausgrabungen, Professor Gatti, auf, der in der ganzen Darstellung nichts als die Zurüstung zu einer Zeilängervorstellung erkennen will.

Damit steigen die Schwierigkeiten berart, daß es sich fragen muß, ob man sie zu einer befriedigenden Entwertung derselben

Wert über dieselben herausgab. Wie es scheint, legte er dem nunmehr als Kreuzigungsdarstellung angesehenen Bilde keine besondere Bedeutung bei, und gleiches muß auch wohl bei dem deutschen Gelehrten der Fall gewesen sein, den Professor Mommsen nach Rom sandte, um dort Studien über die Sgraffiti für sein Corpus Inscriptionum Latinarum zu machen.

Unter diesen Umständen dürfte Professor Marucchi als der eigentliche Entdecker des in Rede stehenden Sgraffito anzusehen sein, insofern er der erste war, der die Bedeutung desselben erkannte. Aber ist es um die Bedeutung der Darstellung in der That so bestellt, wie man im ersten Augenblick glaubte? Vorherhand ist das noch nicht zu entscheiden, wenigstens nicht mit einem einfachen Ja oder Nein. Die Schwierigkeiten häufen sich hier von allen Seiten, zumal das Sgraffito sich in einem dunkeln, unterirdischen Gange befindet, der nur künstlich zu beleuchten ist. In unseren Abbildungen geben wir die Lage desselben nach einer Photographie, den Innenraum selbst aber und die bildliche Darstellung darin nach Handzeichnungen wieder. Auf dem Sgraffito gewahrt man acht Persönlichkeiten, von denen jede etwa gegen 15 Centimeter hoch ist. Die Mitte der Darstellung nimmt ein kreuzartiges Gerüst ein, an das zu beiden Seiten Leitern angelehnt sind. Auf dem rechten Querholz steht ein Soldat, der sich mit einem Hammer zu schaffen macht; ein anderer, der die Leiter emporsteigt, trägt ein Brett oder eine Tafel, die Professor Marucchi für die Tafel mit der bekannten Inschrift des Pilatus hält.



Unterirdischer Gang, in dem das Bild sich befindet.



Weiterer Zugang zu dem unterirdischen Gange.



In der Blindener Eisenbahn. Originalzeichnung von Paul Hey.

gelangen wird. Sehr bezeichnend und nicht zu Gunsten Professor Maracci's sprechend ist es, daß die Inschriften, soweit sie eine einwandfreie Lesung gestatten, zu großen Teil derb-erottischen Inhalts sind. So vermußt man in einem Dittichon, das mit den Worten „Quisquo meam“ beginnt, der Schreiber in einer hier nicht gut wiederzugebenden Weise denjenigen, der ihm seine Geliebte absprenglich machen will, daß ihn in einer wilden Vergaenge ein Bar verfehlen möge. Ein andres Dittichon lautet:

Non requis, non somnus claudit oculos  
Per cunctas noctes ardet omnis amor.

zu deutsch etwa: „Keine Ruhe, kein Schlaf schließt die Augen, Nacht für Nacht brenne nur die Liebe.“ Es folgt eine einzelne Zeile, die völlig undeutlich ist; sie lautet:

Et quo notissia utrosque fait.

Ja oberst an der Wand findet sich ein Name, den Professor Maracci Crestus, Professor Gatti dagegen Crescens liest. Darunter stehen zwei Zeilen, wohl die bestirtesten von allen, die man bisher einem Denkmalsvergleich unterworfen hat. Professor Maracci will ihnen folgenden, durch seine Vereinteilung unterbrochenen Zusammenhang geben:

Crestus, virgis caesus, decretus mori, super palmam vivus fixus est,  
quod et oberipect: Christus, mit Nuten gezeichnet, zum Tode verurteilt, ist lebend an einen Pfahl gebietet worden.“ Nachdrücklich lauten indes die beiden Zeilen, soweit sie entzifferbar sind:

Virgis exact... coevis secretis moribus  
Super palmam vivam fixam.

Ein Sinn ist denselben nicht zu entnehmen. Professor Gatti hat nicht unrecht, wenn er den Herstellungsvorschlag Professor Maracci's genügt und phonetisch nennt.

Das Gekritzl dehnt sich fast über die ganze Wand aus. Auch die Seitenwand ist zum großen Teile mit Inschriften besetzt, es steht unter denselben mehrfach der Name Crestus oder Crescens wieder mit dem darunter gelesenen obliquen, mit den Worten „Quisquo meam“ beginnenden Dittichon.

Man sieht, die Sache ist nichts weniger als klar, und es scheint einwilligen gar manches gegen die Deutung zu sprechen, die Professor Maracci sowohl der bildlichen Darstellung wie den Inschriften geben will. Der erwählte italienische Gelehrte, der sich seit langer Zeit mit dem römischen Antikritikumen befaßt und auf diesem Gebiete mehr als einen Erfolg zu verzeichnen hat, bereitet ein ausführliches Werk über seine Entdeckung vor, und dieses ist jedenfalls abzuwarten, bevor sich ein Urteil über die Stichhaltigkeit der von ihm und Zeffen geführten Gründe abgeben läßt. Einmalen haben wir geglaubt, unsere Leser einen Dienst zu erwirken, indem wir sie mit dem inhaltlichen Material des bodeninteressanten Streifchens, soweit es sich einstweilen beschaffen ließ, bekannt machten. 2. 8.

**Das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum am Joanneum in Graz.**

(Siehe die Abbildungen Seite 368.)

Als sich im Laufe des letzten Jahrzehntes eine zeitgemäße Kun- und Angehaltung des Grazer Joanneums, dieser ehrwürdigen Schöpfung des unversehrten Wohlthäters der Steiermark, Erzherzogs Johann, als notwendig erwies und zur Durchführung gelangte, war wohl die Errichtung eines neuen kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums das wichtigste Ergebnis dieser durchgreifenden Maßregel. In der Neustadtgasse, gegenüber dem alten Joanneumgebäude, wurde ein stattlicher Neubau im Barockstile für die neugestaltete Landesanstalt errichtet und, nachdem er die mühsamste von Professor Karl Zacher, dem neu ernannten Direktor des Museums, mit ebentheiliger Verständnis als Glüd gesammelten Gegenstände in zweckentsprechender Anordnung aufgenommen hatte, im Juni 1895 in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Seitdem haben schon viele Tausende die hier angehäufte Schätze bewundert und die Erkenntnis in weiteste Kreise getragen, daß das neue Museum für Graz und ganz Steiermark eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bedeute. Zahlreiche hervorragende Fachleute des In- und Auslandes haben ebenfalls über das Museum die günstigsten Urteile gefällt und sowohl den zur Schau gestellten Gegenständen als auch namentlich ihrer vorzüglichen Aufstellung uneingeschränkte Anerkennung ausgesprochen.

Diese Aufstellung, die ein Verdienst Direktor Zachers ist, vereinigt in ansehnlicher, durchaus origineller Weise die ethnographische Seite mit der systematischen und ermöglicht es, einerseits dem Besucher ein ebenso anziehendes als lebendiges Bild von dem Wohnen, dem häuslichen Leben und Schaffen der Bewohner von Steiermark in den verschiedenen Gesellschaftsständen vom Ausgange des Mittelalters bis auf unsere Tage zu bieten und daneben andererseits kunstgewerbliche Muster- und Vorbildersammlungen zur Anschauung zu bringen.

Eine Reihe vollständiger Wohnräume, von dem adeligen Prunksaale, dem bürgerlichen Zimmer, der Wirts- und Bauernstube des sechzehnten Jahrhunderts an bis herauf

zum Empirerzimmer im Anfange dieses Jahrhunderts, kann der Besucher durchwandern und sein Auge an ihrer vollständigen Einrichtung erfreuen. Ofen, Tisch, Geschirr, kurz aller Hausrat ist darin zu aufgestellt, wie es der Zeit und Declam entspricht. Mit Recht bilden diese altsteierischen Wohnräume den größten Anziehungspunkt des Museums — kann sich doch keine andre Schaustellung in deutschen Ländern, weder im Reich noch in Oesterreich rühmen, etwas Rehlisches zu besitzen. Wenn der Besucher diese trautes, stimmungsvollen Wohnräume durchwandelt, mag er sich im Geiste in die Jahrzehnte vor dem unglücklichen Dreißigjährigen Kriege versetzt fühlen, also in jene Zeit, in der das deutsche Bürgerthum und mit ihm das deutsche Kunstgewerbe ihre schönste Blüte erlangt haben. Jene Einrichtungsgegenstände, die in den Wohnräumen nicht untergebracht werden konnten oder ihrer Art nach nicht hingehörigen, wurden, nach Herstellungsstoff und Gebrauchszweck geordnet, in eignen Gruppen vereinigt.

In den drei Stockwerken des Museumsgebäudes sind die vollständig eingerichteten Wohnräume und die Gruppen einzelner Gegenstände in der Art verteilt, daß im Erdgeschosse der vornehm, im ersten Stock der bürgerliche und im zweiten Stock der bäuerliche Besitz vorzuführen.

Im Erdgeschosse leitet das Auge des Besuchers vor allem der große, aus dem Schlosse Radmannsdorf bei Weiz herrührende Prunksaal, eines der hervorragendsten Schaustücke des Museums. Es ist schwer, sich einen Raum zu vergegenwärtigen, der reiche, geschmackvolle Pracht mit wohlthätigen Neben in so harmonischer Weise verbindet, als dieser prächtige Saal, dessen innere Ausstattung, in den Jahren 1663 und 1664 gearbeitet, durchaus das Wesen der deutschen Renaissance zeigt. Eine reichgegliederte Kassettendecke, zwei bis zur Decke reichende, mit reichen Intarsienverzierungen gezierter Portale, denen sich ein Wappenstein und zwei Wandbüchsen anreihen, bilden den gesamten Holzschmuck des geräumigen, mit einem traumlichen Oefen versehenen Saales. Die Wand innerhalb des Frieses ist mit einem brokatartigen Stoffe behängt und oberhalb desselben mit Wandmalereien geziert, die genau nach der ursprünglichen Radmannsdorfer Bemalung ausgeführt sind und, von reichem Ornament umgeben, die Porträts der Kaiser Albrecht II., Friedrich III., Maximilian I. und Karl V. sowie des Hofmalersdeser Bappon zeigen.

An den Prunksaal reißt sich eine Halle mit größeren, kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gegenständen, unter denen der erste Platz verdienen dem Wagen Kaiser Friedrichs III. gehört, einem hervorragendsten Werke der Wagenbaukunst des fünfzehnten Jahrhunderts, das, in gotischen Stile ausgeführt, mit architektonischen Motiven, dem Reichsadler und zahlreichen Wappen geschmückt ist. Auch des Kaisers Wappenstein, „A. E. I. O. U.“ (Anstrae est imperator omni universo, Oesterreich genant es, dem Weltall zu gebieten), fehlt nicht.

Obst enthält das Erdgeschosse noch die Gruppen für Rechtspflege, Jagd, geschichtliche Bildnisse und dergleichen mehr, die steierischen Trachten und eine Musterammlung von Oenasteln.

Von den vier im ersten Stockwerke befindlichen vollständigen Wohnräumen, zwei Renaissancezeitalter, einen Rokoko- und einem Empirerzimmer, gebildet den beiden zuerst erwähnten die Palast. Die eine von ihnen, die sogenannte Bürgerstube, bildet ursprünglich die Stube des bei Neumarkt gelegenen Wohnhauses der Eheleute Mathias und Katharina Latascher, aus deren Veranlassung sie 1607 angefertigt wurde. Sie besitzt eine vollständige Holzvertäfelung und eine Kassettendecke und enthält an zwei Seiten je zwei Fenster mit Schmiedeeisernen Gittern und Vordrängen, mehrere Wandkassettens und Schränken, sowie eine umlaufende Bank mit gedrehten Füßen. Den Hauptschmuck bilden an den beiden fensterlosen Wänden zwei architektonisch gegliederte Portale, deren Fries mit Sprüchen und den Namen der Besitzer geziert sind.

Mit dem Latascherischen Zimmer durch eine Thür verbunden ist die altsteierische Wirtsstube vom Jahre 1577. Sie stammt aus dem Einkehrwirthshause zu Mösna im Großstallthale und hat bis zu ihrer Erwerbung im Jahre 1885 durch Direktor Zacher ihrem ursprünglichen Zwecke als Wirtsstube gedient, zuletzt allerdings nur bei besonders festlichen Anlässen. So wurden namentlich Hochzeiten in ihr gefeiert, weshalb sie auch die Hochzeitsstube genannt wurde. Sie enthält eine vollständige Wandvertäfelung aus Nubelholz mit Einlagen von Ahn-, Eichen- und Ahornholz, eine Kassettendecke mit frischem Durchzug und zwei reichgegliederte Portale. Neben einem derselben befindet sich ein Wandkassettens mit Handdröhle und an der gegenüberliegenden Wand ein Schrank. Die Fenster sind sogenannte Schalkfenster, mit schmiedeeisernen Gittern und Vordrängen versehen.

In diesen vollständigen Wohnräumen des bürgerlichen Besitzes stellen sich im ersten Stockwerk einzelne Teile aus solchen Wohnräumen, Junk- und Herbergsstuden, Wäse und Gewichte, Bronze- und Zinnarbeiten, die Abteilung für kirchliche Kunst, die Musterammlung für die Holzindustrie und die besonders prächtige Eisenammlung, die in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit ebenso eine Besonderheit des Museums bildet wie die altsteierischen Wohnstuden. Die zahlreichen Kunstzeihen, für die verschiedensten Zwecke bestimmten Werke, die in der Eisenammlung aufgespeichert

sind, lassen den Besucher erkennen, daß die Steiermark nicht nur ihrem Erzreichtum, sondern auch der hohen Kunstfertigkeit ihrer Bewohner in der Bearbeitung des heimischen Erzes den stolzen Namen der eisernen Mark verdient. Welche Mannigfaltigkeit der Verwendung, welche Fülle unerschöpflicher Kraft, aber auch welcher Formenreichtum, welche geistliche Anmut sind hier zu finden! Alles ist mit einer solchen Liebe und Sorgfalt gearbeitet, als hätten die alten wackeren Meister in das tote Metall ein Stück ihres eignen Wesens legen wollen.

Ein architektonisch und künstlerisch schön ausgestatteter Kuppelsaal bildet gewissermaßen die Schatzkammer des Hauses und enthält eine Reihe wertvoller Gegenstände aus Bronze, Eisenblech und Edelmetall, darunter das Kleine des Museums, den berühmten Landeshauptmann-Becher, den schönsten Becher der deutschen Renaissance. Er ist aus Silber, schwer vergolbt, erreicht fast Ferkel die Höhe von einem Meter und fünf Centimeter und besitzt ein Gewicht von zwölfhundert Kilogramm. In reicher getriebener Arbeit, umgeben von Karpatiden, zieren eine Reihe biblischer Darstellungen das herrliche Gefäß. Wie daselbst — es ist in Augsburg geschaffen worden — in den Besitz des Landes Steiermark, wie es zu dem Namen „Landeshauptmann-Becher“ gekommen ist, wer weiß es? Man vermußt, daß Erzherzog Ferdinand den Becher 1602 den Ständen zum Geschenk gemacht hat. In den letzten Jahrzehnten trat wiederholt die Verbindung an die Landesverwaltung heran, dieses Meisterwerk altsteierischer Goldschmiedekunst gegen einen Kaufpreis von mehreren hunderttausend Gulden zu verkaufen. Mit Recht sind jedoch alle derartigen Anerbietungen abgelehnt worden.

Auch das zweite Stockwerk, das vornehmlich dem bürgerlichen Besitze gewidmet ist, birgt noch zwei vollständige Renaissancezeitalter. Die eine, aus Schönbühel bei Oberwiesenthal, enthält eine vollständige Vertäfelung aus Nubelholz, mit Einlagen von Eichenholz. Das Portal ist reich gegliedert, die Thür mit eingetragener Arbeit und sehr reichen Eisenbeschlägen geziert, die nach gotische Anfänge zeigen. Im Jahre 1568 entstanden, ist diese Stube die älteste im Besitze des Museums. Wie sie durch ihr Alter, so zeichnet sich die ihr benachbarte letzte durch besondere Originalität aus. Denn während alle übrigen — mit Ausnahme des Prunksaales — vollständig mit Holz vertäfelt sind, zeigt diese, aus dem sogenannten Prunksaal im Oesthal herüberführende Stube nur zwei Wände teilweise bis zur Höhe der Decke getäfelt, während die den übrigen Wänden der Vertäfelung fehlende auf die Bank, den Fries und die fensterlose Vertäfelung bedeckt. Die nicht mit Holz vertäfelten Flächen sind mit gemalten Fleisken und einem Kreuzigungsbild geziert, die genau nach der ursprünglichen Bemalung hergestellt sind. An das mit Doppelthüren und der Jahreszahl 1596 gezerrte Portal reihen sich eine Stube mit Schrankchen und Wappenstein, sowie ein Kasten, der mit zahlreichen Fleisken zur Aufbewahrung von Schriftstücken angefaßt ist. Die Fenster sind mit Vordrängen versehen. Infolge dieser von der gemauerten Schalken abweichenden originellen Anordnung gewinnt diese Stube einen überaus malerischen Anblick.

Obst findet man im zweiten Stocke noch Teile von Wohnräumen und zahlreiche Gegenstände aus bürgerlichem Besitze, Trachten, Bildnisse, landliche Musikinstrumente, sowie die Musterammlung für Thon- und Glasindustrie, Bucheinbände, Lebereien, Klebereien und andres mehr.

Während in der Abteilung der vollständigen Wohnräume ausschließlich steierische Arbeiten oder Gegenstände aus steierischem Besitze aufgenommen wurden, sind in den Fachabteilungen, die als Muster- und Vorbildersammlungen zu dienen haben, auch die hervorragendsten fremden Betriebsstätten des Kunstgewerbes vertreten. Doch sind auch hier die steierischen Arbeiten vornehmlich und fremde nur insoweit einverleibt, als sie zur Ergänzung notwendig waren.

Auf diese Art sind die reichen Bestände des Museums ganz besonders geeignet, den heimischen Besizer nicht nur zu eignen Leistungen auf dem Gebiete kunstgewerblichen Schaffens anzuregen, sondern auch ihm ein freies Bild von dem Thun und Treiben seiner deutschen Vorfahren zu bieten und ihm mit vaterländischen und nationalem Stolze zu erfüllen — ein Wunsch, der gerade hier, in dem fabelhaftesten Gebiete der deutschen Sprache, in unmittelbarer Nähe der magyarischen und slavischen Sprachgrenze, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Für den fremden Besucher aber sind namentlich der Prunksaal, die altsteierischen Studen und verschiedene einzelne Prachtstücke Sehenswürdigkeiten, die auch im Wettbewerbe mit andern großstädtlichen Sammlungen in Ehren bestehen können, so daß das neue Museum in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits mit Recht ein nicht unmerklicher Anziehungspunkt der schönen steiermärkischen Landeshauptstadt geworden ist.

Karl St. Gernotzsch.

**S p r u c h.**

Legt den Jugendübermut  
Das Leben auch den Tränenflor,  
Magt nicht, daß es ihn wehe thut!  
Er bricht zu rechter Zeit hervor,  
Gereift, als lächelnder Humor.

H. Stier.

Sagen vom Kaukasus.

von Gregor Padian.

I.

Das Zauberhemd.

In lieblicher Schöne war Aphi, des armenischen Priesters Davit's Tochterlein, zur Jungfrau erblüht. Schlanf vor ihr Wauchs wie der Stamm einer jungen Pflanze...

So sah sie Aaraan, der junge Tatarenfürst, und sein Herz entbrannte in heißer Leidenschaft für die schöne Aphi.

Und eines Tages, als Davit Manba fern war, fand Aaraan den Weg in dessen Haus, das unweit des Hofes, in der Mitte eines herrlichen Gartens, lag.

Davit Manba aber konnte nur Unglück für sich und sein Kind daraus entstehen sehen, wenn dieses der Familie, dem Hofe und der Religion entfremdet, vielleicht gar dem Islam anheimfallen würde.

So entloh er heimlich in verschwiegener Nacht mit dem geliebten Kinde in das Gebirge, um hier fortan in strenger Abgeschiedenheit das Leben eines Eremiten zu führen.

Die Blumen, wo ist die Katze geblieben? Du wandst alle die von euch getrieben? Oder ist sie gestorben vor Freude?

Die Blumen, sie blühen, Die Blumen, sie sind, Die Blüten, sie blühen, Die Früchte, sie lauschen, Doch keine Antwort.

Zahrelang durchkreist Fürst Aaraan die Gebirge, bis hinauf in die Regionen des ewigen Schnees, zieht von Dorf zu Dorf, von Gehöft zu Gehöft.

Doch plötzlich dringt es wie ein fernes, dumpfes Säusen und Dröhlen an des Sinnen des Ohr. Vom Hochgebirge des Alhazit her breitet es sich aus über die Vorberge und fällt die romantischen Berggärten, welche sie bedecken, in einen nebelhaften Dunst.

\*) Mundstücke.

hin klar und sonnendurchglänzt ist, und wirbelnde Wolken verdichten sich über dem Haupte Aaraans zu einer trichterförmigen Gestalt, die bis in den Himmel zu reichen scheint.

„Aaraan, halte den Fuß rein, damit er nicht unrechte Wege der Hoffart und Eitelkeit wandle!“ tönte eine warnende Stimme zu ihm herab.

„Ehe er von seiner Ueberzeugung sich erholt und Worte zu einer Entgegnung gefunden hatte, brauchte schon die Gestalt, sich zerteilend, wieder von dannen, verfolgt von Aaraans haunenden Blicken.“

Und wieder ist die Luft auch über seinem Haupte von durchdringender Klarheit. So entgegnet es dem jungen Fürsten nicht, daß dort, über den Ruinen des Schloßes von Ghori, die von einem Thron aus der Höhe aufsteigenden hohen Hügel herabblicken, die zerteilten Wolken sich wieder sammeln und, zu einem Ganzen vereint, sich rasch herabsinken.

„Und noch einmal wird in Aaraan die Fassung lebendig. Mit beschleunigtem Schritt umgibt er die Stadt, welche sich amphitheatralisch an den Hügel lehnt.“

„In kurzer Zeit hat er den Aufstieg beendet, und auf dem mit Tannen und Fichten bedeckten Weg gelangt er innerhalb der Mauern der alten Ruine.“

„Du, eines mädtigen Fürsten Sohn, dem die Völker dienen sollten, was suchst du ein Weib?“ wandte sie sich Aaraan zu.

„Sage mir, wo sie ist, die ich suche, und ich will dir das Beste geben, was ich habe,“ lautete die Antwort.

„Ich mag nicht deinen Ring, obwohl er einen wirksamen Talisman enthält. Dein Vater aber hat mir eines Tages einen großen Dienst geleistet, und darum will ich dir zu Willen sein.“

„Sie hatte sich erhoben, und über Schutt und Geröll dahinschreitend, suchte sie sich einen bedeckten Gang, in welchem sie verhielte.“

„Ich sehe einen Priester, den Wanderhahn in der Hand. Er führt ein Mädchen, ich bin eine Douli.“

„Vah sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

„Das sie zichen. Wohin lenken sie ihre Schritte?“

Am Abend des vierten Tages sah er sich auf der Brücke, die über ein reiches Mädchen führte.

Einbruch der Dämmerung das stille Meer und den kaum behaltenden Weg, der zwischen felsigen Steppenrücken dahinführt.

„Vou der langen Wanderung erschöpft, legte er sich unter einem Kastanienbaum nieder, dessen großblätteriges Laub ihm ein kühlendes Dach gewährte, um den Schlaf zu suchen.“

„Auch eine Weile führte der Weg am Wasser entlang. Dem Gehwür der Wellen lauschend, die amfliegend an dem Ufer emporschnitten, glaubte er darin eine menschliche Stimme zu vernehmen.“

„War es Wirklichkeit oder ein Trugbild keiner Sinne? In einiger Entfernung sah er eine weibliche Gestalt schwelenden Schrittes nahen.“

„Doch blieb vor ihr Gesicht, der Augen Glanz erloschen. Sie war in ein graues, entstellendes Gewand gehüllt, das nichts mehr von der herrlichen Schönheit ihres Leibes ahnen ließ.“

„Die Liebenden haben sich gefunden, sind aber für immer getrennt. Mit eigener Hand hat der Vater ein Zauberhemd gewebt, in welches er die schönen Glieder seines Kindes gehüllt, um es vor den Anfechtungen einer unermüdeten Liebe zu schützen.“

Da kommt in ungeschlüsselter Sehnsucht einer lebensschmerzlichen Liebe heisse Ghit in den Herzen beider auf. Zwei Feuerfluten steigen empor, sich sängend zu vereinigen, und die Wäde der Liebenden fällt zusammen.

II.

Die stumme Fatima.

Niemand hatte Fatima reden hören, nicht einmal vor dem Priester, der ihren Mund mit Sahaf Beklarjan geegnet. Ihre süßen Lippen waren fest geschlossen geblieben, und nur ein zunehmendes Leuchten ihres schönen Hauptes war das Zeichen ihrer Gemüthsbewegung.

Sahaf Beklarjan führte sein junges Weib in das Haus seines Vaters, wo es nicht nur von diesem, sondern auch von seinen Brüdern, deren Frauen und Kindern auf das herzlichste empfangen wurde.

Fatimas Schönheit erregte bald den Neid ihrer Schwägerinnen, noch mehr aber that dies Sahafs Liebe, die seine Grenzen zu kennen schien.

„Aber trotz der großen Liebe ihres Gatten, mit welcher er ihr jeben Wunsch zu erfüllen bemüht war, machte die junge Frau nicht den Eindruck einer Glücklichen.“

Keine Frage, Sahaf Beklarjan hatte nicht wohlgethan, die schöne Fatima als sein Weib in das Haus seines Vaters zu führen. Wer war sie? Unzweifelhaft eine aus dem Geschlecht der Nestoriden, und zwar der besten. Sahaf wollte sie, als er sie zum erstenmal gesehen, schimmernd unter einem blütenbedeckten Weibbaum in dem Garten eines großen, prächtigen, von einem Zaunergang umgebenen Hauses, unweit des Berges von Tiflis, gefunden haben.

und Sabak selbst fand nachmals keine Spur desselben mehr. Das änderte aber an seiner Liebe zu dem jungen Weibe nichts, es hatte vielmehr den Anschein, als ob seine Leidenschaft nur im Wachsen begriffen sei. Sie machte ihn krank und bleich, in seinen Augen loderte ein unheimlich dunkles Feuer, das man vorher nie darin erkannt hatte, und nicht lange dauerte es, so neigte man in dem Gehört Beklarjans zu der Meinung, daß die junge Frau des Sabak diesem und dem Seinen Unheil bringe. Das Vieh erkrankte, die Früchte des Feldes verderben, und die Unternehmungen der Söhne des Hauses waren nicht mehr von glänzenden Erfolgen gekrönt. Man wollte die Wahrnehmung gemacht haben, daß Fatima dem Eichen ausweide, und daß das Wort Dabid (Eisen) sie erschrecke,\*) und man begehrte vom dem Patriarchen des Hauses, daß er einen weisen Mann um Rat befrage, wie weiterem Unheil zu wehren sein möge.

Lange Zeit blieb Wieran Beklarjan taub gegen alle Einfüßerungen. Fatima geriet seinen Augen wohl, und ihre Deyensgüte, die er oft erprobt, erfreute seine Seele. Sollte doch auch Paffis, die herrliche Königin von Sabak, die durch ihre Weisheit die Bewunderung Salomons erregt, von einer Nichtin geboren sein. Fatima zeigte sich außerdem als eine gläubige Christin. Schließlich aber konnte ihm die Veränderung, welche mit seinem Lieblingssohne Sabak vorgegangen war, nicht verborgen bleiben, und bange Sorge erfüllte ihn. Nur die Frage nach keinem Nummer gab Sabak nur ausweichende Antworten.

Da begann auch Wieran ersten Befürchtungen sich hinzugeben, und er beschloß, dem Träumen seiner Angehörigen nicht länger auszuweichen, sondern gen Erwan zu pilgern, um dort dem Melik, der sich eines großen Ansehens im westlichen Unterkreis erfreute, seine Rämnernis vorzutragen und ihn um Rat zu befragen, wie derselben abzuhelfen sei. Der Melik empfing den ihm wohlbekannten Wieran mit herzlicher Freude und bat ihn, vor allen andern, die bereits in früher Morgenstunde im Vorhause seiner harrten, um Sprüche der Weisheit aus seinem Munde zu hören oder seinem strengen Richterpruch sich zu beugen, sein Anliegen vorzutragen. Demüthig begann der Patriarch des Hauses Beklarjan:

„Mächtiger Gebieter! Zwar bin ich weniger als Staub vor dir, aber deine Güte und Menschheitsfreundlichkeit fennt keine Grenzen. So mag dein demüthiger Knecht, seine Augen zu dir zu erheben und dich zu bitten, ihm zu ge-hören, daß er dir die Rämnernis, in welchen er verfallen ist, vortrage und um Hilfe und Rat in seinen Nöthen an-see.“

„Sprich offen, mein Sohn — ich will die Rede hören. Einer aus dem Hause der Beklarjan soll nicht ungetroßt von dannen gehen,“ lautete die milde Entgegnung.

Wieran begann dem Melik ausführlich den Grund seines

\*) Die Dajänen haben einen großen Mißha gegen Eien.

Kommens vorzutragen. Aufmerksam folgte dieser seinen Worten, und nach lange, nachdem der greise Hauspatriarch seine Mittheilungen beendet, saß er in erstimm Sinnen ver-lorren.

Endlich hob er an: „Neige dein Ohr zu mir, damit ich dir Kunde, wie dir und deinem Hause zu helfen sein möchte. Das Weib meines Sohnes ist nicht stumm. Ein mächtiger Zauberer hat es ihr angethan, um sich zu rächen, weil sie mit Weisheit sich von ihm gewendet. Ihr Weib beherbergt eine Schlange vom Ararat, die beim ersten Worte, das sie sprechen wird, ihren Rippen entschlüpft und den geliebten Gatten tötet.“

„Nimm ein Gefäß mit gereinigtem Wasser und verberg dich abends im Gemach des jungen Baares. Sobald dieses eingeschlagen ist, überschütte das Haupt der jungen Frau mit diesem Wasser. Erstickt wird sie einen Schrei ausstoßen und die Schlange ihren Rippen entschlüpfen. Halte dein gutes Schwert bereit, dieser den Kopf abzuschlagen, die sie deinen Sohn mit tödlichem Miß verwundet. Laß es dir aber niemals einfallen, deine Schwiegertochter nach ihrem

vortrefflich, und die Früchte des Feldes trugen hundert-fältig. Sabak und Fatima aber saßen Kinder und Kindes-kindern um sich her erblühen und erfreuten sich eines reich gegneten Alters.

Christian Bähler 7.

Im Alter von 73 Jahren verstarb am 4. Februar in seiner Vaterstadt Bern Christian Bähler, der weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannte Heraldiker und Wappenkünstler. Als Sohn schlichter Eltern am 29. Dezember 1825 geboren, widmete er sich der Malerei, mit besonderer Vorliebe für heraldische Aufgaben, und machte sich schon 1846, nach kurzem Aufenthalt in München, in Bern selbstständig. Sehr vortrefflich war für ihn die Verbindung mit dem Heraldiker und Glas-maler V. Stang, welcher der heraldischen Komposition und Zeichnung neue Bahnen erschloß. Schon 1850 wurde Christian Bähler zum Inspektor der öffentlichen Kunstausstellungen im Kanton Bern ernannt, welches Amt er bis 1880 bekleidete. Zusammen mit Stang, dem Verfasser des Berner „Wappentuches“, dem Schöpfer mehrerer Wapenbücher, verfaßte Bähler sein erstes größeres Werk. Stang hatte 1853 den Auf-trag erhalten, den Specie-hal des Schlosses Oberhofen mit Wandtafeln, die Geschichte des Schlosses in der Weise mittelalterlicher Buch-Illustrationen kalligraphisch und heraldisch beschreibend, zu schmücken, das heißt die Kartons zu entwerfen. Er löste die Aufgabe meisterhaft, und Bähler fiel es zu, sie in Delmalerei aus-zuführen. Später wurde Bähler mit der Auf-gabe betraut, die Wapen neu aufzunehmen, wobei er eingehend die Wapen geordnet bestellt wurden, und hierbei bildete sich Bähler vollends zum Heraldiker heraus. Seine Wapen metzetieren in frühe und Ur-vorständigkeit mit den alten Schweizer Wapen. Unter dem Bundespräsidenten Stampf lieferte er die Zeichnungen zu Banknoten für die eidgenössische Bank, von der ab er hielt er auch ausländische Aufträge. Ein treuer Freund und Bekannter seiner Kunst war Viktor von Scheffel, dessen Wapen er 1876 ausführte. Scheffel vermittelte ihm dann Aufträge des großherzoglich badischen Hauses. Große Ehren erwarben Bähler aus seiner Theilnahme an der heraldischen Ausstellung in Wien, 1878. Das Jahrbuch des heraldi-schen Vereins Adler in Wien vom Jahre 1879 feierte den Erfolg Bählers in begeisterten Worten. Bähler erhielt den ersten zur Ausgabe gelangenden Band des Wapen-jahrbuches an Stelle des Kaisers Franz Joseph, der dem Künstler diesen Band überwieb. Auch die deut-schen Behörden ehreten ihn durch Aufträge, zum Beispiel bei Anlaß der Bundesfeier von 1891 mit einem solchen für das Gedenkblatt zu Händen der Schweizerjungen, dem für die Adresse des Bundesrates an Gottfried Keller. Bei der Berner Gedenkfeier wurde Bähler zum Ehrenbürger seiner Vaterstadt ernannt.



Christian Bähler. Originalzeichnung von E. Kauterburg.

Herkommen zu fragen. Sie ist von edler Abkunft, Segen ruhet auf ihrem Haupte und mehret, was ihre Hände be-rühren.“

Sinnend ritt Wieran heimwärts, die Worte des Meliks sorgsam erwägend.

Nachdem der Abend hereingebrochen war und alles im Hause sich zur Ruhe begeben hatte, schlich er, in der einen Hand ein Gefäß mit gereinigtem Wasser tragend, in der andern ein blühendes Schwert, in das Schlagegemach des Sohnes und der Schwiegertochter. Beide waren vom Schlaf der Stunden vor Witternacht befangen. So trat Wieran zu Häupten der Lagerstätte und that, wie ihm der Melik geboten.

Ein Schrei entschlüpfte Fatimas Rippen, und züngelnd schoß eine Schlange empor, dem Haupte Sabaks sich zu-wendend. Doch schon schwang Wieran sein Schwert, hoch-auf spritzte ein Strahl schwarzen Blutes, und der Kopf der Schlange flog gegen die Wand.

Damit war der böse Zauber gebrochen und Fatima er-löst.

Im Hause Beklarjans aber herrschte fortan nur Frieden und Freude. Alle Unternehmungen glückten, das Vieh gedieh

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 11. Von Otto Bock in Hannover. („Semmer.“) Schwarz.



Weiß zieht an und geht mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Auf-gabe 8:

- 1. Lc4-d3
2. 1. Kc5-d4
2. 2. Dg6-e4
2. 2. Kd4-e5
2. 3. Dc5-e4 matt.
A.
1. 1. d6-d5
2. 2. Se7-e6
2. 2. Ke5-f6
2. 3. Dg6-h6 matt.
B.
1. 1. Ke6-f6
2. 2. Sc7-d5
2. 2. Kf4-e5
2. 3. Dg6-e4 matt.
C.
1. 1. We6f6 anbert.
2. 2. Dg6-g7
2. 2. Ke6-f6, e6
2. 3. Sc7-d5, Ld3-f5 matt.

Partie Nr. 11.

Gespielt zu Wien am 23. Mai 1895.
Wird erwidern diese Partie dem vor uns liegenden ersten Heft der Zeitungen des Jahres 1895 von rühmlichen „Wiener Schachzeitung“ überlag des Wiener Schachclubs, Wien I, Schottengasse 7, die von Dr. Schindler, W. Halburd aus W. Marco vortrefflich und höchst sorgfältig redigiert sind.

- Englische Springertief.
Weiß: Mag Judd (aus New York).
Schwarz: Herrlich (Englisch) († zu Wien am 19. October 1897).
Weiß. Schwarz.
1. e2-e4 e7-e5
2. Ng1-f3 Nf6-e6
3. e3-e3 f7-f5
4. d3-d4 d5xd4
5. Sc3xd4 f7xe6
6. e4xe5 d7xe6
7. Dd1-b3 Kc8-e7
8. Dh5-d2 Kc7-f7
9. De5xe4 d7-d5
10. De4-a4 Le8-d7
11. Lf1-e2 Sg8-f6
12. Le1-e5 Le8-d6
13. 0-0 Th8-e8
14. Le2-e3 h7-h6
15. Lg3xh6 Dh8xg6
16. Lf3xd4 e6-e5
17. Dd4xh4 Te8-e7
18. Ld1-b3 Kf7-g8
19. Sd1-d2
20. Sd2-b3
21. Tal-b1
22. f2-f3
23. Kgl-b1
24. Dh8-g4
25. G3-f4
26. h5-h6
27. Dd5-e5
28. Tf1xg4
29. Kh1-h2
30. Dg2-e3
31. Dg2-f2
32. Kd5-e5
33. Kd5-e5
34. Df2-g3
35. Td7-e4
36. g3-g4
37. Sg8-g7
38. Sg7-g6
39. Sg7-g6
40. Sg7-g6
41. Sg7-g6
42. Sg7-g6
43. Sg7-g6
44. Sg7-g6
45. Sg7-g6
46. Sg7-g6
47. Sg7-g6
48. Sg7-g6
49. Sg7-g6
50. Sg7-g6

\*) Eine Erwähnung von Engländer, die zu interessanten Beweisaufgaben führt.
Wähler gelten d7-d6 oder f5xe4 für die besten Fortsetzungen.
2. In Wien ist die Partie 9. Le1-g7 Sg8-f6 10. Sh1-g2 d7-d5 11. 0-0 Dh8-e8 12. Dh5-h4 nicht sehr beliebt.
12-16. Weiß zieht an und ist durch die Möglichkeit in der Zeitungs-bekanntem Wiener den Weisheit eines Mannes nicht zu begreifen.
\*) Schwarz hat sich in originärer Weise das beste Spiel vorbehalten.
\*) Weiß 16. Lg3-h4 und zum Schluss 15. ... e7-g5 16. Lh4-g3 g5-g4 17. Ld1-b3 e6-e4 18. Lg3xh6 e7xh6 19. e2-c3 Dd8-b6 20. Dh8-g4.
\*) Ein würdiger Widerstand des kraftvoll geliebten Angriffs.

Schachbriefwechsel.

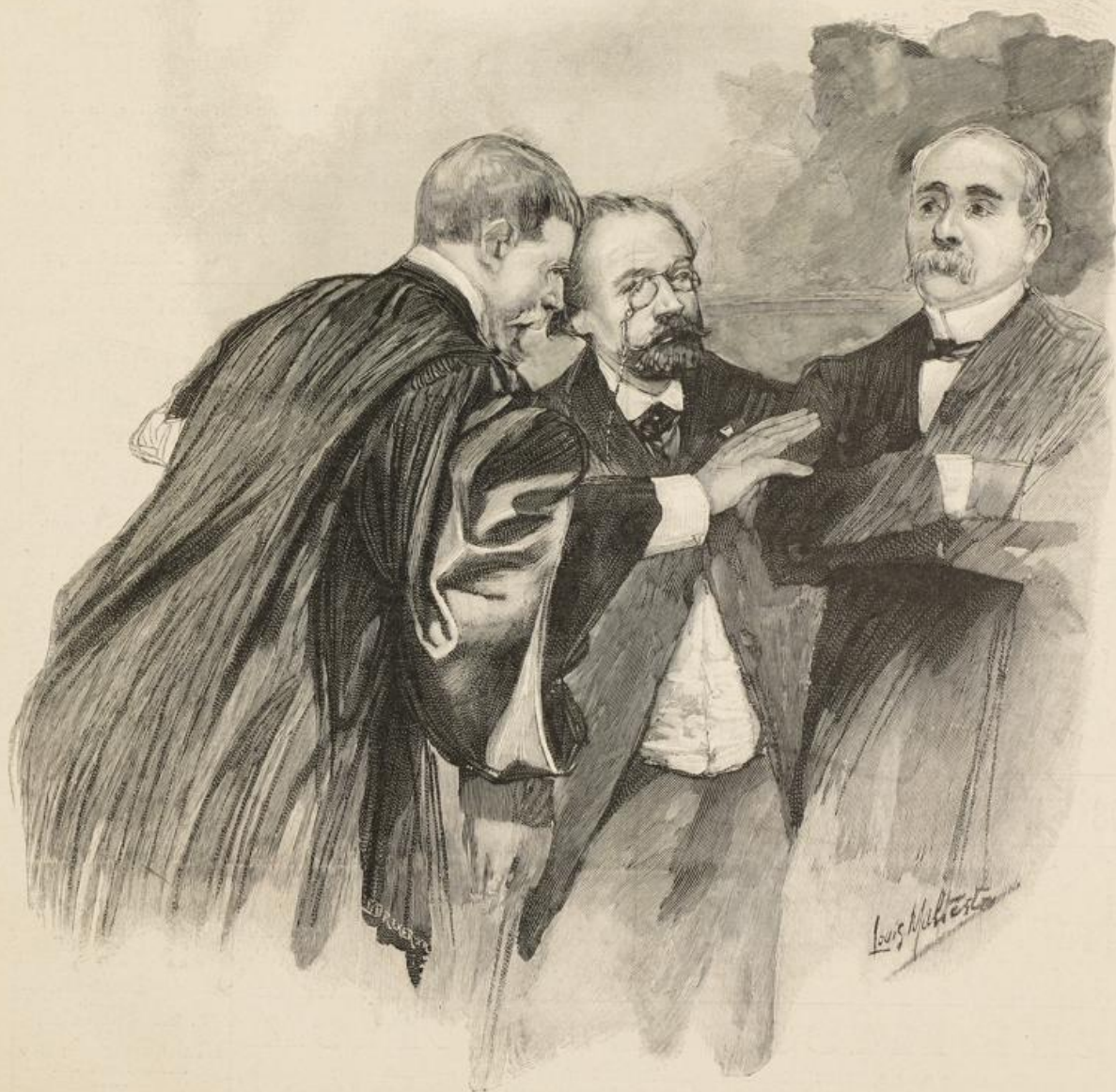
7. 2. in Wien, G. in Ringenbach (Schlesien). Daß die Schach-tabelle in den letzten Wochen etwas fleißiger besucht wurde, ist zu-mal unangenehm als ihrem Vorkar, keine Schach 18 98 nicht, er würde sich äußeren Weisheit antworten. Nachdem die Schachwelt jetzt wieder in den 2. Teil des Monats aufgenommen worden ist, wird der nächste Ju-beljahr festlich sein, wobei etwas mehr zu erwarten ist.
\*) Ein würdiger Widerstand des kraftvoll geliebten Angriffs.



# Weber Land und Meer

N<sup>o</sup> 23

— Aus Zeit und Leben. —



Zola in Beratung mit den Advokaten Labori und Clementeau. Originalzeichnung von Louis Malteste.

Zu dem Artikel: Der Prozess Zola (Seite 300).

1898 (Bd. 79).

Jährlich 52 Nummern = M. 14.—

Silberträfel.

O Silbe 1 und 2 — wie dich ich dein,
Und wie betrante ich, daß du gegangen;

W.

Wortträfel.

Welt da mich, so wie ich bin, erlaß' ich aus weiblichen Rande
Großgefühlen; doch klein steht mich an Mäusern wie Frau'n,

Mittlungen der Rätelangaben in Nr. 23:

- Des Wortträfels: Scharf.
Des Silberträfels: Wolfsgang.
Des Rätelträfels: ...

Wichtige Pläne lassen sich: H. G. Klassen, A. G. Klassen, ...

Notizblätter.

Am 7. März gelangt in Frankfurt a. M. durch die U. K. Reichs-
männliche Hofbuchhandlung in München, sowie die J. H. Schwärzer

Multitude aus dem Elfenbuch enthält; hier davon geben die Handfährte
in Hoffmilch wieder, und neue kleine Silbe sind durch Rosenfeld bekannt

Literatur.

Im Verlage von Bartholf Senff in Leipzig erschien Anton
Wahlstätters „Gedankenlos“, eine Sammlung von kurzen Be-
trachtungen, in denen sich der große Künstler über Kunst, Leben, Religion,

Ausverkauf in Seide

zu Blousen und Roben — ab Fabrik! —

- in jedem beliebigen Längemaß an Private zollfrei ins Haus.
Ca. 300 Stück Doppel-Foulard-Seide Mk. 1.10
200 Stück schwarze Damast-Seide Mk. 1.85
200 Stück schwarze Armée Royale und Merveilleux Duchesse Mk. 2.20
700 Stück verschiedene Posten in 1-, 2- u. 3-farb. Seiden-

Muster umgehend. G. Henneberg's Seiden-Fabrik.

Kufeke's Kindermehl. Verhütet und beseitigt Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe, Obstipation etc. Bergedorf-FABRIK DIÄT. NÄHRMITTEL Wien Hamburg.

HOFFMANN'S Speisen-Mehl. Charakterprüfung nach der Handprobe. Schutzmarke. unübertroffenes Fabrikat aus feinstem Reis.

Gartmore's THEE. Prima Qualität. Unassortiert. Orange Peckee. Gartmore Tea Co. Ltd. Hamburg.

Probieren Sie KAPPUS-SEIFE die allein achte Konkurrenz-Seife überall erhältlich Preis 25 Pfennig.

Ernst Patzold jun., Chemnitz Drahtbürsten-Fabrik. Man verlange Preisliste.

Zu korpulent. Die rationelle Bekämpfung der Korpulenz ohne Einschränkung der Ernährungsweise. BUCHFÜHRUNG. Stenographie, Schnell-Schön-Schrift.

Seltene Briefmarken! 20 Serpente 125 Pf. - 25 Argentinien 125 Pf. - 20 Brasilien 1 Mk. - 25 Bulgarien 2 Mk. - 15 Chile 1 Mk. - 10 Cuba 25 Pf. - 10 Guaymas 60 Pf. - 10. etc.

Universal-Accordstreich- und Schlaggitarren. Welt im Preis- und Aussehen! Burkhardt & Bluth, Schöneberg 1. Tor.

Postkarten mit ägyptischen Ansichten. gratis Theodoro Vafiadis & Co. Cigaretten-Fabrik Cairo.

Das angenehmste Abführungsmittel. Abführender Thee Chambard. Das beste Mittel gegen Verstopfung. DIE SCHAFFEL I MARK. — Zu HAbEN IN ALLEN APOTHEKEN — General-Depot: Zahn & Seeger, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

GAEDKE'S CACAO. nach eigenen patentirten Verfahren hergestellt ist anerkannt als der bekömmlichste von allen und daher von ärztlichen Autoritäten besonders empfohlen.

Dentifrices Friederich. Vorzügliche antiseptische Zahnreinigungsmittel. Auf 7 Weltausstellungen prämiert. Zahnelixir. Zahnpasta. Zahnpulver. Goldene Medaille London 1897 auf Dentistry Ausstellung im Polytechnic Institute. Fabrik und Export ARNHEIM (Holland). Magazin Paris, Rue Richer 20-22.

Garantie für Echtheit nur in Original-Packungen: 3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Mk. 2.50, Mk. 2.40, Mk. 2. — per 1/2 Kilogramm. Teberall käuflich. Fabrikant: P.W. GAEDKE, Hamburg.